



ALFRED LEMM

DER  
FLIEHENDE  
FELICIAN

**Alfred Lemm**  
**Der fliehende Felician**  
Roman

---

Georg Müller Verlag, München, 1917

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*

---

Illustration: Henri Evenepoel, In the Café d'Harcourt  
in Paris

## Der fliehende Felician

Winkelmanns, die Familie seiner Freundin, hatten Felician eingeladen, der Generalprobe zu der neuesten Operettenpremiere beizuwohnen. Das Theater, in dem die Aufführung herauskommen sollte, gehörte Gertruds Vater, dem alten Herrn Winkelmann.

Herr Winkelmann war vordem Grundstückunternehmer gewesen. Er hatte auf das Gebäude des Theaters Hypotheken besessen, deren Zinsen nicht bezahlt wurden, weil der Direktor nur gute Stücke gab. Eine Zeit lang verlor Winkelmann sein Geld, dann aber sah er keine Veranlassung der Weltfremdheit eines Literaten weiter Opfer zu bringen. Er kündigte die Hypothek und erwarb, da der Direktor sich infolgedessen nicht mehr halten konnte, selbst das Theater; er hatte ja immer Interesse für die Bühne gehabt. Offiziell übernahm er nur die geschäftliche Leitung, doch wählte er allein die Stücke aus, wobei ihm die Menschenkenntnis, die er sich im Verkehr mit den Kunden angeeignet hatte, sehr zustatten kam. Er fühlte gut, daß die Menschen die allgemeine Ungeordnetheit der Gegenwart in der Erinnerung an

ruhigere Zeiten gern vergaßen. Er wußte, daß besonders die älteren Leute sich in den letzten dreißig Jahren an so viel Neues hatten gewöhnen müssen, daß überall eine Sehnsucht nach der alten Zeit vorhanden war. Winkelmann selbst hatte ja ganz dieselben Empfindungen und wurde sogar weich, wenn er von den Gewohnheiten seiner Jugend erzählte. Die leeren Stellen, die Religion und Autorität in der Epoche gelassen hatten, brachten Herrn Winkelmann viel Geld ein. Er gab in seinem Theater lange Zeit nur Stücke aus der Großväterzeit, in denen die alte Postkutsche, die er alsbald angeschafft hatte, vom Pferde über die Bühne gezogen werden konnte, und ließ bei jeder möglichen Gelegenheit Szenen einlegen, in denen sich einige alte Leute Pfeife rauchend noch persönlich an Napoleon und die Königin Luise erinnerten. Später wurde gelegentlich mit einer modernen Operette abgewechselt, um das Publikum nicht zu ermüden.

Felician saß zwischen Gertrud und einem alten Freunde der Familie Winkelmann, dem Onkel Lewald, im ersten Rang. Er war nicht gern, nur seiner Freundin zuliebe hierher mitgegangen. Er wußte, daß ihm die nächsten Stunden beträchtliche, fast körperliche Leiden verursachen würden. Aber er hatte sich ja endgültig entschlossen, mit Resigniertheit hinzunehmen, was an Peinigungen von dem Milieu, in

dem er aufgewachsen war, ausging. Er wollte sich nicht mehr gegen das, was er verwerflich fand, auflehnen. Er liebte dieses Mädchen neben sich mit dem zarten Gesicht und den dunkelbraunen sanften Augen, das wie niemand sonst verstand, seinen unerquicklichen Betrachtungen und Klagen über das Leben zuzuhören. Wie hingebungsvoll dachte sie an das Kleinste, was ihn anging! Gertrud erlebte seine Zweifel und Beunruhigungen sichtlich, wenn auch in dem gemäßigten Grade, wie sie zu ihr drangen — wie in einem entfernten Echo — mit. Oft gab sie sich Mühe, ihm befremdende Verwicklungen, die sein argwöhnisches Gemüt nicht wieder losließen, harmloser erscheinen zu lassen. Gewiß, manchmal verschoben ihre Antworten den Sinn seiner Worte um ein wenig, und früher war er nach solchen Fällen tagelang trostlos umhergelaufen. Jetzt aber sagte er sich, daß man, um einen Menschen *ganz* zu verstehen, schon die Fähigkeit haben müsse, in ihn hineinzusehen. Außerdem sei die Verschiedenheit der Geschlechter der Grund für das Abgeschnittensein voneinander, wie es sich ab und zu bemerkbar machte. Felician wollte sich nach dem Rat des alten, milden Onkel Lewald die besten Seiten von Menschen und Dingen heraussuchen und wie jener mehr auf das Menschliche in allem sehen, als auf abstrakten

Forderungen bestehen. Er beschäftigte sich seit einiger Zeit mit Gedanken an seine Heirat. Felician galt bisher nur stillschweigend als Verlobter Gertruds, da er sich lange gescheut hatte, seine Zukunft festzulegen. Es würde sich wohl demnächst eine Gelegenheit finden, mit Herrn Winkelmann darüber zu sprechen. Gertrud und ihre Verwandten waren froh, daß Felician sich nun endlich als zu ihnen gehörig fühlte. Ihr Bruder, der sie sehr liebte, ein viel beschäftigter Rechtsanwalt, hatte ihr kürzlich zugelächelt: »Es wird schon werden.«

Die Operette begann.

Es handelte sich um zwei Paare. Das erste beginnt sich zu lieben. Er und sie stehen in der geöffneten Verandatür, die auf einen Park hinausgeht. Die Dämmerung senkt sich langsam herab. Im Park wandeln Pärchen in liebevoller Stellung. Als es dunkler wird, sieht man — ein Meisterstück szenischer Technik — den Schatten eines Paares, das hinter einem Baum steht, sich küssen. Er und sie seufzen gleichzeitig. Dann singt sie: jedes Mädchen hätte seinen Mann, jeder Mann sein Mädchen. Der Tenor antwortet: Das ist nun mal so und es muß auch so sein. Denn es wäre nicht nur angenehm, sondern auch notwendig. Und sie singen zusammen ein Couplet auf diese angenehme Notwendigkeit.

Nach einigen laut geflüsterten »Nicht doch« aus dem Park werden die Verandatüren von unsichtbarer Hand geschlossen. Sie sitzen am Kamin. Sie erzählt ihm, was es alles für Frauen gebe. Die verrückten Frauenrechtlerinnen gehen auf die Universität, studieren sich den Kopf voll und schreien sich die Kehle aus, damit sie das Stimmrecht bekommen. Sie wäre darin anders. Wenn nur ihr Männchen zufrieden mit ihr sei, dann wäre sie schon ganz froh. Und jene überspannten Weiber reden sich auch nur alles ein, weil es Mode ist. In Wirklichkeit wären auch sie froh, wenn nur ihre Männchen mit ihnen zufrieden sind. Er stimmt aus vollem Herzen bei und fragt dann träumerisch: Wo ist das Glück? Die Musik wird sehr innig. Sie antwortet: Ja, wo ist das Glück? Dann deutet sie an, daß, wenn erst so ein Kleines in der Wiege liegt . . . und während sie die Arme in der Beuge halten, als ob sie ein Kleines wiegen, singen sie einen Schlager auf den Kindersegen.

Es war Pause. Man saß im Foyer. Gertrud war erschreckt über Felicians Gesicht und streichelte unmerklich seine gekrampfte Hand. Von seinem Munde hingen zwei Falten, die ein unaufhörliches, qualvolles Hin und Wieder tief in sein hohes weißes Gesicht gearbeitet hatte. Er sah trübe auf die reichverzierte Decke, von der schwebende Musen in

goldenen Fanfaren bliesen, und zu den weißmarmornen Säulen hinauf, auf denen das Licht unter prächtigen weißen Schalen glänzte. Und während die vornehmste Gesellschaft der Stadt, alle offiziellen Persönlichkeiten an ihm vorüber promenierten, hörte er den alten Professor Lewald tröstend zu ihm sagen:

»Haben Sie gehört, lieber Felician, wie die Leute klatschen? Die Welt liegt so, wie sie sich bettet. Jedem Tierchen sein Pläsierchen. Wollen wir ihnen die kurze Erholung von dem anstrengenden Erwerbsleben nicht gönnen? Verträglichkeit, lieber Felician, Verträglichkeit. . .«

»Ich will aber nicht,« wollte Felician brüllen, diesem alten weißbärtigen Herrn zubrüllen, so laut er konnte.

Bei dem Paar, das im zweiten Akt auftrat, spielte die Psychologie schon eine größere Rolle. Gerade seine Lebemannsvergangenheit reizte sie, ihn zu lieben. Er wird nun das Junggesellenleben aufgeben. Die Musik wird wehmütig. Er denkt an die Freuden, die er nun bald nicht mehr haben wird. In der Ecke erscheint bengalisch beleuchtet ein Mädchenkopf nach dem anderen. Plötzlich wird sie sehr ernst. Sie sagt, daß es ihr Stolz nie und nimmer ertragen würde, wenn er sie auch nur einmal betröge. Er verspricht ihr bei



dem Andenken seiner Mutter, daß er keinen Seitensprung mehr machen wird. Dann singen sie zusammen einen Schlager auf die Seitensprünge in der Ehe.

Alle offiziellen Persönlichkeiten klatschten aus Leibeskräften.

Sie sitzt stickend am Fenster. Stellung und Farben des Bildes sollten offenbar an einen bekannten alten Meister erinnern. Er rückt dicht an sie heran. Gerade ihre reine Jungfräulichkeit hat ihn gereizt, sie zu lieben. Sie sieht ihm in die Augen und bittet, er soll ihr jetzt, in dieser heiligen Stunde Alles, aber auch Alles, aus seiner Vergangenheit beichten. Er will es bis nach der Hochzeit lassen. Bei dem Wort Hochzeit beginnt sie von der Sehnsucht zu singen, die alle jungen Mädchen haben. Es wird angedeutet, daß es sich hier um einen Einfluß der Pubertätsjahre handelt. Dann singen sie zusammen einen Schlager auf die Sehnsucht der Pubertätsjahre.

Hier erhob sich Felician mit einem unterdrückten Ausstoß unerträglichen Ekels und suchte an Gertrud vorbei, im Dunkeln vielen auf die Füße trampelnd und mit den Ellenbogen anstoßend, nach dem Ausgang. Unwillig schimpften die aus ihrer Andacht gestörten Zuschauer hinter ihm her. Felician riß sich seine

Sachen um und stürzte aus dem Theater.

Er lief dicht an den Häusern entlang, ohne sich umzusehen. An Bankgeschäften, sauber geschnittenen Gartenplätzen und kraftlosen Kirchen, die an Krankenhäuser erinnerten, vorbei. Er kam in das Innere der Stadt. Der Verkehr belebte sich. Ein Schutzmann pfiff, und alles sprang aufeinander los. Jedermann strebte im Laufschrift vom Mittagbrot ins Geschäft. Felician wußte nur eins: er mußte heraus aus dieser Stadt. Er lief, so schnell er konnte. Die elektrischen Bahnen schnitten dröhnend den Asphalt auf. Automobile barsten auseinander. Alles wollte ins Geschäft. Die Schaufenster streckten ihre gläsernen Bäuche aufdringlich fast über die ganze Straße. Die Plakate der Anschlagssäulen kreischten auf, um Felician anzuhalten, wenn er an ihnen vorbeirannte. Die Zeitungshändler schrien ihm sein Geld aus der Tasche. Die bunten Riesenleiber der Autoomnibusse wälzten sich schäumend auf ihn zu. Kauft bei mir, donnerte es von ihren Lenden. Radler flohen vor ihnen her. Im Vorübergehen wurde eine Frau zu Teig zermalmt. Das Pflaster rasselte und röchelte zu Tode gejagt und wollte sich erheben und alle die unerbittlichen Walzen und Räder, Reifen, Hufe und Stiefel von sich abwerfen. Noch durch die ausgehöhlten Lungen der Straßen gurgelten die

Untergrundbahnen. Felician lief. Es wurde dunkel. Lichtreklamen warfen ihm Feuerbuchstaben in die Augen. Farbige Riesenportiers streckten ihre Fangarme nach ihm aus, um ihn in die Kabarets zu ziehen. Plumpe Fremde standen ausgebeutelt ohne Hut und ohne Koffer. Die letzten Automobile verpufften. Durch die Vorstadt zogen die Hunde ihre bepackten Wagen, mit den Zungen die Erde streifend. Immer noch strebte Felician vorwärts. Häuser und Laternen verschwanden vor dunklen Feldern. Er stolperte durch knöcherne Wälder. Spät in der Nacht fiel er auf einem Vorortbahnhof in ein Coupé, zu Tode erschöpft. Erst als der Zug sich nach der Hafenstadt in Bewegung setzte, seufzte er auf.

\* \* \*

In der Maidämmerung fuhr Felician in einer offenen Droschke weit hintenübergelehnt nachdem Hafen. Die geöffneten Häuser hauchten graue Atem in die Luft, die von allen Seiten abzubröckeln begann. Apfelschimmel ritten vor dem Himmel. Einmal konnte der Wagen nicht weiterfahren. Auf dem stillen Asphalt der Abendstraße stand eine blinde Frau und sang. Ein verhaltenes Lied in langgezogenen resignierten Rhythmen, die die Steine ringsherum noch lange

aufbewahrten. Dann kam ein abgequälter Mann und zog die Frau fort, die mit schmerzhaftem Ausdruck ihre Augen suchte.

Felician liegt auf der weichen Spannung eines Segeltuchs, das über einem Rettungsboot befestigt ist, um zwei Menschenlängen höher als das Schiff. Das dunkle Meer zieht ihn zu sich herunter, aber der helle Himmel zieht ihn wieder herauf. So schwebt er im lauen Wechsel von Fallen und Steigen.

Er weiß noch nicht, wo er hinfahren wird. Ob nach England oder nach Frankreich oder nach Spanien oder vielleicht gar nach Afrika. Er kostet nach allen Seiten das Bewußtsein aus, frei zu sein, überallhin fahren zu können, wohin in der Welt er nur mag — darüber einen Entschluß zu fassen hat er gar keine Lust. Wie weich das spielende Blau des Himmels auf seine Augen drückt! Wie das wohl tut! Die leichten blauen Falten hüllen ihn ein. Das kurz absetzende Rauschen unter ihm und um ihn hat keinen Anfang und kein Ende. Es beruhigt ihn unendlich, daß die Wellen nie aufhören können zu rauschen.

Felician kann an das, was er hinter sich gelassen hat, denken, denn Bilder und Menschen haben keine quälende Kraft mehr. Zwischen jenen und ihm liegt ja der dicke blaue Himmelschleier, durch den alles nur

sehr entfernt zum Vorschein kommt. Er braucht vor den scharfkantigen Augen Richards, Gertruds Bruders, nicht den Blick abzuwenden. Übrigens war dieser — wie alle anderen Familienmitglieder — stets zuvorkommend, sogar lieb zu ihm gewesen. Richard war der Stolz aller Verwandten. Er hatte eine erstaunliche und sehr bald allerwärts bemerkte Fähigkeit, auch bei den verlorensten Prozessen die dem Angeklagten günstigen Momente herauszuschälen und sie den Gerichtshöfen sichtbar zu machen. Er arbeitete hierbei durchaus intuitiv. Er war sehr nervös, und wenn er sich mit einer Angelegenheit beschäftigte, konnte das kleinste Geräusch ihn außerstand setzen, weiterzuarbeiten. Seine Honorare waren seinem Ruf entsprechend hoch, doch nicht aus Geldsucht. Vielmehr setzte, ob er es wollte oder nicht, seine intuitive Kraft erst ganz ein, wenn er in seinem Unterbewußtsein von dem betreffenden Prozeß die Vorstellung hatte, daß es sich der Mühe lohnte. Er kannte sich darin genau, und es kam sogar vor, daß er dem Klienten nach der Verhandlung einen Teil des Geldes zurückzahlte. Kleinere Prozesse führte er sehr ungern und gewann sie selten. Gertrud ähnelte ihrem Bruder in keiner Weise. Weich und leise gebend waren Gang und Bewegungen. Felician hatte sich immer gewundert, daß sie ihren Bruder so gern mochte und

ihre ganze Umgebung offenbar hinnahm ohne verletzt zu werden wie er.

Von seinem Segeltuch steigt Felician nur herunter, um zu essen und mit den Reisegefährten ein paar freundlich gegebene und genommene Worte zu tauschen. Die blonden Stewards sind jung und blauäugig und weiß gekleidet und haben ein gutes Seemannslächeln, das ferne Länder in sich aufgenommen hat. Sie sehen Felician bei der Tafel jeden Wunsch ab, bevor er ihn ausspricht.

Wieder oben. Die Sonne zieht ihn warm zu sich, der Wind kühlt, das Meer rauscht. Große rosafarbene Vögel schnappen vorne nach dem Schiff. Am Heck bemüht sich eine Schar schwarzer Punkte, den Halt nicht zu verlieren. Mit der Zeit wird sie dünner und dünner, als wenn es die Schar der Gedanken wäre, die das Fahrzeug nach sich zog.

Onkel Lewald wird sicher sehr betrübt sein. Der freundliche alte Herr hatte Gertrud von klein an verwöhnt und seine Zuneigung später auf Felician ausgedehnt. Lewald war bis vor kurzem Professor der Kunstgeschichte an der Universität gewesen. Vor Jahren als junger Dozent fürchtete man ihn wegen seines scharfen Urteils, mit dem er aus Geldsucht geschaffene Werke traf. Aber mit zunehmendem Alter

waren seine Anschauungen milder geworden. »Gewiß,« sagte er zu den Studenten, »vom Standpunkt der strengen Kunst ist jenes Bild zu verurteilen. Aber gibt es nicht auch noch andere Standpunkte, menschlichere? Der Maler hat vielleicht arme kleine Kinder, die hungern! Und dann darf man doch nie vergessen, daß derartige Bilder tatsächlich vielen Menschen, die es nicht besser wissen, eine reine Freude machen.« Er beschloß, seine in der Jugend verfaßte, vielgelesene Kunstgeschichte umzuarbeiten. Als er damit fertig war, stellte es sich heraus, daß er in der zweiten Auflage des Buches überall die gegenteilige Meinung vertrat, wie in der ersten. Das Publikum war erfreut, daß die von ihm bevorzugten Künstler, die sonst in Fachbüchern nichts galten, hier anerkannt wurden. (»Schließlich spricht noch in dem unvollkommensten Werk der Mensch zum Menschen.«) Aber auch bei den neuartigen und großen Künstlern, die das Häßliche der Welt nach oben kehren mußten, sah Lewald fast nur Liebenswertes. Dies war jedoch seiner vorgesetzten Behörde zu viel und sie legte ihm den Abschied nahe.

Ein Schiff von der anderen Seite. Ein Matrose kommt nach hinten. Ein Fähnchen klettert eilig schräg in den Himmel hinein, stolpert denselben Weg zurück. Noch einmal. Drüben ebenso.

Jemand hat Felician geraten, in Frankreich auszusteigen. Nun, das könnte man sich überlegen. Es ist ja noch lange Zeit. Er lebt in einem Gefühlszustand, den er seit Jahren ersehnt. Wenn das Dämmern beginnt, läutet es zum Diner, und dann geht er bald schlafen. Sanftes Schaukeln dringt, ihn weckend, in seine Kajüte; dann liegt er wieder über den Wassern im feuchtsprühenden Morgen. Unaufhörlich schneidet das Schiff seine Furche. Er schließt die Augen und läßt sich die Lider von der Sonne behauchen; auf ihnen fühlt er die Wärme und das Licht am wohltätigsten. Die abweisende Küste Englands wird schnell verlassen.

Gelegentlich spaziert Felician mit den anderen Passagieren in das Schiff hinein und besieht sich die fettlachenden Neger, die die Kessel heizen. Man rät ihnen, sie sollen sich nicht die Finger schwarz machen, und fragt, ob sie zu Hause den ganzen Tag kreistanzen. Oder man sieht den zufrieden waschenden Chinesen zu und geht eine Wette ein, wer von ihnen der Mann und wer die Frau ist. Dann liegt er wieder oben. Wie unendlich weit der Himmel ist! Mit geöffneten Armen atmet Felician den ganzen Himmel in seine Brust ein.

In ungestörtem sanften Wippen schwebt das Schiff dahin. Felician sieht die geschwungenen, weiblichen Linien Frankreichs. Er hätte zwar gern bis in alle



Ewigkeit so herumschwimmen mögen, losgelöst von der Erde, nicht zu nahe dem Himmel, schwankend und wunschlos, aber da es zu dämmern beginnt, wird es ihm nicht zu schwer, den Ort seines Glücks zu verlassen.

Ein ungebärdiger kleiner Dampfkasten, der sich rot gekeucht hat, wartet auf ihn.

\* \* \*

Felician hatte sich, in der Hauptstadt angelangt, ein billiges Zimmer zwischen dem Künstler- und dem Studentenviertel genommen. Er wollte seine äußerlichen Bedürfnisse einschränken, damit für die geistigen desto mehr Geld übrig bliebe. Er beabsichtigte eine Bibliothek guter gründlicher Bücher anzulegen und die besten Professoren in der Universität zu hören. Tagelang ging er suchend, blätternd und lesend die Buchkästen der Kais ab. Er wollte sein Leben von nun an mit wirklich inneren Werten ausfüllen. Nie würde er jemals wieder mit Menschen zusammenkommen, wie sie in seiner heimatlichen Umgebung gelebt hatten — und wenn er vor Einsamkeit krank werden sollte.

Neben ihm wohnten zwei russische Studenten in einem Zimmer. Sie arbeiteten abwechselnd, einer in

der Bibliothek, einer zu Haus. Bis spät in die Nacht war ihr Fenster erleuchtet. Durch die Wände hörte er das anschwellende und sich wieder verdünnende Murmeln der Lernenden.

Trotzdem Felician bald genug Bücher besaß, um in seinem Zimmer arbeiten zu können, tat er es lieber, wie schon früher, in einer Bibliothek. Dort, in der Reihe vieler, die sich um hohe Probleme bemühten, schien ihm seine Arbeit wertvoller und erfolgversprechender. Alle ringsherum unterstützten ihn ja.

Felician liebte bald innig den täglichen Augenblick, wo ihm beim Eintritt in den großen Arbeitssaal der warme Staub, der sich über den denkenden Köpfen gesetzt hatte, entgegenschlug, und durch ihn hindurch flüchtig geworfene Blicke fuhren. In der Heimat hatte man grüne Schirme über den warmen elektrischen Glühbirnen. Das war zu gemütlich, zu wenig fachlich. Auch erinnerte es zu sehr an Kontore und Bankgeschäfte. Hier hingen von der hohen Decke unschöne schwarze Stangen, die mit ihrem nackten Gaslicht den Raum kälteten. Alle Menschen waren angestrengt in den Büchern vor ihnen. Ihre zusammengezogenen Gehirne schmerzten vor Abstraktionen. Ab und zu lehnte sich einer zurück und atmete tief mit noch benommenen Augen. Dann

knackten die Stühle mißtönend als Zeichen, daß sich die Denkmaschinen überarbeitet hatten. Jeder hatte sein Pult abgeschlossen für sich. Nur das Umblättern ging wie eine verbindende Sprache der Geister von Tisch zu Tisch. Die Diener gingen leise und die Bücherzettel mit beschäftigten Augenbrauen weit von sich haltend, an den turmhohen Regalen entlang.

Wenn Felician eintrat, sah er oft ein junges Mädchen über seine Arbeit gebeugt. Schwarzes Haar lag lose über gelblichem Teint. Er hatte nie, so oft er vorbeikam, ihre Augen sehen können, die unablässig auf ihr Buch niedergeschlagen waren. Diese Augen begannen Felician zu fehlen. Auch konnte er sich nicht vorstellen, was für eine Stimme sie haben könnte. Er sah nach, welche Abteilung der Bibliothek ihrem Platz zunächst war, und entdeckte so, daß die interessante Frau Nationalökonomie studierte.

Es war ein nebliger Abend. Felician saß auf einer Bank am Seineufer. Die gelben Gaslaternen warfen längliche Tupfen auf den schweren Nebel. Ganz nah über die Brücke rasten scheinumhüllte Lichterpaare mit dem Geräusch schnell arbeitender Nähmaschinen. Radlerlichter sprangen durch das Grau. Hinter dem dunklen Abgrund, den das Flußbett bildete, stieg eine nasse Wand empor, in die bis hoch hinauf schmutzige gelbe Fensterflecken gehauen waren. Die Menschen

blieben bis auf zwei Schritte Entfernung dunkle Striche auf hellerem Grund. Gegenüber von Felician mußte auch eine Bank stehen, denn er hörte Stimmen. Doch verbarg der dicke Nebel sie völlig. Der Straßenlärm klang mit dem fortschreitenden Abend ab. Felician hörte eine Mädchenstimme, die mit schmerzhaft hingegenem Ton auf eine andere einsprach. Sie war dunkel und gefährlich anzuhören; aber nicht männlich, sondern überaus zerbrechlich und in ihrer Hingabe melodisch.

»Du sagst, du liebst ihn, er aber dich nicht in so hohem Maße. Glaubst du nicht, daß die Liebe, wenn sie die große und echte ist, immer gegenseitig ist?«

»Ja, ja, ich glaube es auch. Aber was soll ich denn tun?«

»Du mußt von ihm lassen.«

»Nur weil er mich nicht ganz so liebt, wie ich ihn?« klagte es.

»Madeleine, meinst du nicht, so wie ich, daß es unsittlich ist, sich einem Manne hinzugeben, wenn man fühlt, daß man nicht ganz eines mit ihm ist?«

»Ja.«

»Du wirst ihm schreiben, daß du ihn nicht mehr sehen kannst?«

»Stella,« tönte es gequält.

»Denn wir wissen ja beide, wozu es führt, wenn er noch einmal zu dir kommt.«

»Ja, ja . . .«

»Du schreibst ihm also, noch heute?«

»Ich habe ihn aber doch lieb! Es kommt niemand sonst zu mir!«

»Madeleine, zieh zu mir! Dann bist du nicht allein. Ich will dir helfen, stark zu sein! Versprich mir wenigstens, daß du bei mir wohnen wirst!«

»Stella, ja, ich will es,« es schluchzte drüben. Eine Fülle von sanften, tröstenden Worten, die selbst noch tieferen Schmerz zu enthalten schienen, streichelten über das Schluchzen. Nach einer Weile hoben sich zwei Schatten von der grauen Hülle ab. Und plötzlich wuchs ein gelblicher Frauenkopf, der an den Schläfen gebuchtet war, aus dem Nebel heraus; ein gemeißeltes Elfenbeingesicht, das sich aus grauem Marmor heraushebt. Schwarze, tief empfindsame Augen drangen in Felician ein. Im gleichen Augenblick lächelten sie wie nach schwerer Pflicht, wobei das Schwarz sich ganz verlor und die Augen rein weiß wurden, wie bei Bewußtlosen. Diese Frau ging dicht umschlungen mit einem leicht schreitenden Mädchen, das einen glänzenden Schein von hellbraunem Haar um den Kopf trug und sich die Tränen trocknete.

Doch sofort war alles wieder verschwunden. Flaumig wie Watte schloß sich der Nebel. Er ließ nur noch die stärksten Lichter durch. Mühselig sickerten die Gaslaternen aus der porösen Masse.

Felician hatte sofort erkannt, daß die ältere der beiden die Studentin aus der Bibliothek war. Er wollte ihr nachgehen, aber er wußte nicht, wo sie sich hingewandt hatten. Eine mächtige, freudige Aufregung, wie er sie noch nie erlebt hatte, bemächtigte sich seiner. Er lief einige Stunden, ohne im geringsten zu ermüden, im Nebel umher. Als der sich etwas aufklärte, ging er seiner Wohnung zu. Wunderbar gereinigt fühlte er seine Seele.

Der Mond hatte die Erde von dem Dampf gesäubert. Die schrägen Schieferdächer verstrahlten dunklen Spiegelglanz. Die hohen Bogenlampen hatten bunte Heiligenscheine um sich gelegt. Eine halbnackte Birke mit keusch ansetzenden Knospen stand in dem unverschämten Doppellicht und genierte sich. Ein paar noch kahle Bäume beteten mit gereckten Asten und spitz gekrümmten Fingern zu dem Mond, der bewegungslos oben thronte, wie ein kahlköpfiger häßlicher Götze.

Felician ging von nun an in die Bibliothek, auch wenn er nicht dringend zu arbeiten hatte. Wirklich traf

er eines Tages wieder die, welche er suchte. Er wartete, bis sie in einer Abteilung etwas brauchte, in der er Bescheid wußte, und war ihr behilflich. Sie kamen ins Gespräch über wissenschaftliche Dinge. Jedem sagte vom anderen die Art zu reden zu. Felician schlug vor gleich ein wenig spazieren zu gehen. Stella wollte ihr vorgenommenes Pensum erst fertigstellen. Sie sprach das Deutsch mit einigen harten Zwischenlauten.

Als sie dann zusammen gingen, prüften sie gegenseitig ihre Worte und verglichen sie mit den Gesichtszügen. Die hohe Stirn Felicians, über die wildes rötliches Haar fiel, und das Unstete seines Blickes interessierte sie. Er war erstaunt, wie besonders die gewöhnlichsten Worte in ihrem Munde klangen. Wenn sie sagte: »Jetzt muß ich dorthin« oder: »Gestern ist es sehr spät geworden«, so hörte es sich an, als ob sie noch etwas anderes meinte; eine zweite Bedeutung schien mitzutönen. Jeder tastete in dem Leben des anderen herum.

Stella stammte aus einer Stadt an der Grenze Galiziens und der Bukowina, wo eine Reihe von Völkern durcheinanderleben. Sie war von slawischem Blut. Von ihrer Heimat und ihren Eltern sprach sie nie. Doch erzählte man sich, daß ihr Vater nach jahrelangen Ehequälereien ihre Mutter angeschossen

hatte. Stella war anfangs politisch tätig und hatte einige Monate im Gefängnis gesessen. Seit einer Reihe von Jahren vertiefte sie sich in volkswirtschaftlich-kulturelle Probleme und hatte sich ein großes Wissen erworben. Sie hielt oft Vorträge.

»Haben Sie außerdem noch viele Interessen? Ihre Stimme klingt voller Pflichten.«

Sie lächelte weiß.

»Es gibt Dinge in der Welt, für deren Änderung ich mich einsetzen muß. Die Menschen sind entweder unglücklich, oder ihr Glück ist auf gemeinen Voraussetzungen aufgebaut. Ich will aus falsch Glücklichen echt Glückliche machen. Das Bewußtsein des hohen ethischen Handelns erscheint mir als das menschenwürdigste Glück.«

Felician blieb verwundert stehen.

Er erzählte von den Menschen, mit denen er jahrelang bei Winkelmanns zusammenkam. Da war vor allem der Journalist Dr. Halpert, ständiger Mitarbeiter an einer der gelesensten Tageszeitungen der Stadt. Halpert, ein Vetter der Frau Winkelmann, war von dem Blatt lediglich für ein bestimmtes Gebiet des Feuilletons engagiert — das war eine neue Erfindung der augenblicklichen Redaktion: Eine große Zeitung konnte sich ein Thema, wie es die



geschlechtlichen Beziehungen sind, unmöglich entgehen lassen. Eine offene Behandlung war jedoch bei einem gebildeten Publikum ebenso ausgeschlossen wie eine schlüpfrige. Es mußte ein harmlos plaudernder Ton gefunden werden, und so hatte Dr. Halpert die Aufgabe, das Sexuelle in leichte Feuilletons zu verarbeiten. Der Journalist folgte hierbei einem festen Schema. Er sprach einfach intime kleine Dinge im Verkehr der Geschlechter, die jeder an sich erfahren hat, über die man aber nicht spricht, in Form loser Skizzen aus. Dies wirkte überraschend, die Leser wurden an die angenehmsten Stunden erinnert, lächelten gutmütig und »verschlangen« die Artikel. Nach jedem erhielt er Dankschreiben und »es wäre bei ihnen genau so gewesen«. Halpert gab sich im Scherz gern als »Fachschriftsteller« aus. Durch seine vorzüglichen Erfolge erfreut, schickte die Redaktion ihn zeitweise zum Studium in die Provinz, wo die Zeitung auch viele Abonnenten hatte. Es blieb in der Gesellschaft kein Geheimnis, daß Halperts Frau ihn während seiner häufigen Abwesenheit betrog. Seine größten Erfolge hatte er dann, als eine Reihe von vorzüglichen kleinen Plaudereien erschien, die betitelt waren: »Wenn der Ehemann auf Reisen geht . . .« und in humorvollster Weise die unangenehme Lage eines Ehepaares wie die des Halperischen mit ihren

tragikomischen Folgen für beide Teile beschrieben. Diese Veröffentlichungen erregten sogar das Interesse der Regierung. Das Ministerium meinte, den Mann, der in einer Zeit der geschlechtlichen Zügellosigkeit jenes Thema so dezent behandelte, aufmuntern zu sollen. Es verlieh Dr. Halpert den Professortitel.

Felician betonte, daß er niemals mit seiner Umgebung im Einklang gestanden hätte. Gewiß, er gäbe zu, er habe dort ein Mädchen geliebt, aber es scheine ihm jetzt, als ob dies eine Leidenschaft gewesen sei, die den Ansprüchen seines Gesamtmenschen widerlaufen wäre. Er habe trotz alter Liebe, die man ihm entgegenbrachte, als Sonderling gegolten. Jene Menschen interessierten sich ja für vielerlei; aber die Probleme des Lebens rührten sie nicht sonderlich, weil jeder für seine Person genau wußte, was er in der Welt zu tun hatte. Außer den Leiden, die ihm die Menschen verursacht hätten, habe das Unverständliche und Ordnungslose in der Welt, jene Erscheinungen, an denen keine Schöpferhand erkannt werden kann, ungeheuer schmerzhaft auf ihn eingeschlagen, überall träfe er auf Dinge, die anders seien, als sie es nach seinem Kopfe sein müßten.

Sie sah ihn voll an:

»Ich möchte Sie einigen Bekannten von mir

vorstellen. Bei uns wird man Sie nicht für überspannt halten.«

Sie nannte ihm eine Zeit und das Café, in dem sie und ihre Bekannten verkehrten.

»Werden Sie kommen?« fragte sie vor ihrem Haus.

Er antwortete freudig.

Er fühlte ihren, für eine Frau ziemlich starken Händedruck und noch einmal mehrere Sekunden ihren dunklen Blick. Dann ging sie schnell und, wie es Felician schien, mit schnell kalt gewordenem Gesicht in das Haus.

Ihre Augen hatten sich in ihn eingebrannt.

\* \* \*

Als Felician mit dem Glockenschlage der angegebenen Zeit in das verabredete Lokal trat, war Stella noch nicht da. Das kleine Café lag verrauchert und gebräunt. Einige Gäste spielten lautlos Schach. Andere saßen auf den schwarzen Lederbänken mit ruhig übereinandergeschlagenen Beinen und lasen. Bis zu dem alten Kellner war der Raum abgenutzt von den vielen Reden und Szenen, die ihn im Laufe der Jahre gestreift hatten.

Stella kam in der Mitte zwischen Madeleine und einem Herrn, der Felician als bester Freund Stellas

vorgestellt wurde. Madeleine lächelte ihm bei der Bekanntmachung freundlich zu. Sie hatte ein feines helles Gesicht, das über den Wangen ein wenig breiter wurde. Erwin Weinbaum nickte hastig und beschäftigt. Er hatte ein Papier aus der Tasche gezogen, da er Stella ein Gedicht vorlesen wollte. Seine schlecht gepflegten Finger hatten auf dem weißen Blatt schon Flecke hinterlassen. Er trug einen langen Gehrock, der ihm nicht paßte. Unter den halblangen, braunen Knabenhaaren sahen ein paar weitgeöffnete Augen, deren gequältes Grau zerdrückt war mit einem Ausdruck, als ob er von Kindheit an viel gestoßen und getreten worden wäre. Weinbaum war ein österreichischer Dichter jüdischer Abkunft. Er kam mit Menschen so gut wie nicht in Berührung, da ihn außer wenigen Freunden niemand mochte. Besonders das weibliche Geschlecht hatte eine Abneigung vor ihm. Sein stets unrasiertes Gesicht mit den herunterhängenden, rotumränderten Augen und sein gekrümmter Gang schienen auf Frauen geradezu ekelregend zu wirken. Sie liefen fort, wenn sie ihm vorgestellt werden sollten. Da Weinbaum nicht auf Menschen angewiesen sein wollte, hielt er sich für die wenigen Stunden des Tages, die er aus Gesundheitsrücksichten nicht mit Arbeiten verbringen konnte, eine Zucht von großen weißen Tauben. Eine

von ihnen liebte er stets mit besonderer Heftigkeit; er hielt sie stundenlang zart in der Hand und streichelte sie. Aber es zwang ihn ab und zu, gerade dieser den Kopf abzdrehen und das Blut auf den weißen Flaum spritzen zu sehen. Das tat er immer wieder, obwohl er sich deshalb vor sich selbst sehr schämte.

Es war ein liebebrünstiges Gedicht, das er vorlas. Mit einer Stimme, die sich in langen, schweren Gesprächen zermartert hatte, arbeitete er jedes einzelne Wort heraus, wie wenn er die Gefühle jetzt noch einmal erlitt. Es waren rhythmlose, verzerrte Verse von wütender Kraft. Viele unästhetische Ausdrücke kamen vor, die er mit genießendschmerzlicher Breite aussprach.

Man diskutierte eine Zeitlang. Felician wunderte sich, wie genau die Frauen die Technik der literarischen Kunst kannten.

Zu ihnen trat ein langer Mensch, aus dessen ovalem Gesicht die Nase sich scharf herausbog. Brauenlose spähende Augen waren unterhalb einer Stirn eingeschnitten, die sich fast bis zur Mitte des Schädels wölbte, da die Haare sehr spät ansetzten. Er hieß Alfonse Degrés und besaß eine Konzertagentur. Er erzählte gleich, indem er die Augen manchmal versteckte, von einer großen Unternehmung, die er im

Interesse der Musik vorhatte.

Alfonse Degrés war Elsässer. Er wurde vierzehnjährig aus der Schule geworfen, weil er einen Oberlehrer geprügelt hatte. Dieser hatte vor der Klasse gesagt, daß Flaubert ein schlechter und verwerflicher Dichter sei. Der junge, schon damals hochgeschossene Degrés hatte ihm nach der Stunde zu beweisen gesucht, daß er sich irre, und verlangt, der Lehrer solle vor den versammelten Schülern revozieren. Als der Lehrer sich natürlich weigerte, kam es zur Hauerei. Nachdem sein Vater, ein mittlerer Beamter, noch die verschiedensten Erziehungsversuche mit seinem Sohn gemacht hatte, brannte Degrés unter Mitnahme der häuslichen Kassenbestände durch und hinterließ ein Schreiben des Inhalts, daß seine Eltern ihm zu unkompliziert wären. Kurze Zeit war er Maler. Dann zog er mehrere Jahre mit einer Varietétruppe als Geiger und Kassierer durch Europa.

Felician fragte interessiert nach den idealen und pekuniären Erfolgen seines jetzigen Berufes. Degrés lehnte alle Aufträge, die sich nicht um ganz gute Musik handelten, rücksichtslos ab, wenn sie ihm auch noch so viel einbringen konnten.

»Die Konzerte sind aber trotzdem wohl sehr besucht?« forschte Felician. »Man ist ja hier in

Kunstdingen weiter, als bei uns.«

Madeleine beugte sich zu ihm zur Seite:

»Die wenigen, die sich überhaupt für moderne Musik interessieren, müssen Freibilletts bekommen, weil sie kein Geld haben. Wenn Sie mal zu einem Konzert von Degrés kommen, werden Sie oft nicht viel mehr Publikum sehen, als sich hier an unserem Tisch befindet.«

Felician fühlte sich hingerissen von der Unbeirrbarkeit dieses Mannes.

Ein neuer Bekannter kam zu ihnen an den Tisch. Ein mittelgroßer Mann von etwa zweiunddreißig Jahren mit deutschem Schnurrbart und Pincenez. Felician wunderte sich, wie bürgerlich sich dieser Herr zu der übrigen Gesellschaft ausnahm. Tatsächlich pflegte der Architekt Deutsch zu betonen, daß er die Unauffälligkeit in der Kleidung liebe. Es käme nicht darauf an, daß man sich anders anzöge, sondern daß man im Innersten anders geartet wäre, als der Bürger. Deutsch urteilte in der Unterhaltung über sehr viele Dinge wie selbstverständlich mit einer Sicherheit ab, über die Felician staunte.

Man sprach über die letzten Sitzungen eines Vereins, dem alle Anwesenden außer Felician angehörten. Weinbaum schwieg meist. Wenn er etwas

gefragt wurde, sah er eine Weile stumm vor sich hin, um, wenn niemand mehr daran dachte, eine zusammenfassende Bemerkung herauszupressen, etwas Gedrängtes, Aphorismenartiges, mit ausdrücklichen Endkonsonanten, die noch eine Zeit lang in der Lust hingen. In Madeleines glänzenden Augen erschien, wenn sie etwas befremdete, ein kurzes unsicheres Hin und Her. Felician fragte, was das für ein Verein wäre. Nach den Andeutungen mußte dort über alle möglichen Themen gesprochen worden sein.

Stella sah ihn mit ihren krankhaft schwarzen Augen lange an.

»Sie besuchen mich heute in acht Tagen. Dann werde ich Ihnen von unserem Verein erzählen. Vielleicht werden Sie bald eine interessante Sitzung mitmachen können.«

Felician stammelte ein paarmal ja. Er hatte nicht genau verstehen können, was sie sagte. Wenn sie ihn direkt ansprach, stieg immer eine glühendheiße Bestürzung in ihm empor. Er empfand diese Frau als unnahbar bis zur Unwirklichkeit.

Stellas unerreichbare Abgeschlossenheit übte auf die Menschen eine Anziehung aus, die sich oft zu der höchsten verlangenden Qual steigerte, sie auf das genaueste kennen zu lernen, sie zu besitzen. Doch



bewarb sich nie lange ein Mann um sie. Sie konnte zu sinnlosen Handlungen reizen, aber Männer nicht lange in der unbequemen Tatenlosigkeit, die ihre Unerschließbarkeit mit sich brachte, an sich fesseln. Es gab einen Mann, der seit Jahren, jedesmal, wenn sie auf ihren Agitationsreisen in seine Stadt kam, seiner Frau weglief. Er hörte in der ersten Reihe ihre Reden und machte ihr nachher die wildesten Liebes- und Heiratserklärungen. Wenn sie diese gemessen zurückwies, drohte er, sich zu töten, und flehte mutlos. Dann reiste sie früher, als sie beabsichtigt hatte, ab, und er kehrte nach einiger Zeit wieder zu seiner Frau zurück.

Die Unterhaltung beschäftigte sich lange mit einem einzigen Punkt, der isoliert von allen zufälligen Beeinflussungen betrachtet wurde. Mit heißen Augen hörte Felician zu und wagte nur wenig beizutragen. Aber innerlich arbeitete er an allem, was gesagt wurde, fieberhaft mit. Er war unglücklich, daß man schon um drei Uhr morgens heimging.

Er schlief diese Nacht nicht. Ohne eine Spur von Müdigkeit lag er beim offenen Fenster auf seinem Bett und sah in der aufreizenden Kühle des Morgens den Himmel sich mit starken, schwingenden Farben füllen. Er fühlte sich in kristallkaltem Wasser gebadet, das noch jetzt seine Seele entlang tropfte. Auf dem Schiffe

war er nur befriedigt gewesen, weil man ihn in Ruhe gelassen hatte. Nun aber empfand er eine wahrhafte Lust im ganzen Körper. Das waren Menschen. Die hatten sich gehoben, hoch über die Alltagsbedürfnisse hinaus zu ewig gültiger Geistigkeit. Menschen, die er sich so lange ersehnt hatte. Was tat es, daß Degrés und Deutsch ihm vielleicht nicht so ganz sympathisch waren, wie Stella, Madeleine und Weinbaum. Was nützt einem denn die einfache bürgerliche Zuneigung, dachte er, wenn man nicht zueinander gelangen kann? Man mag jemanden noch so sehr lieben, ein Mensch ist für den anderen zwecklos, wenn man sich nicht gegenseitig im Innersten spürt. Gertrud kam ihm fast lächerlich klein vor, wenn er sie mit Stella verglich. Wäre Gertrud überhaupt fähig, irgendeine Sache so zielbewußt zu zerlegen und zusammensetzen, wie es Stella gestern getan hatte? Oh, er hätte unter diesen Menschen aufgewachsen sein mögen! Aber in wenigen Wochen würde er seine ganzen langen Leidensjahre vergessen haben! Immer wollte er hier bleiben.

Felician arbeitete jetzt vom frühen Morgen ununterbrochen bis nachmittags. Die Weltanschauungen aller großen Denker wollte er durchstudieren. Dann würde er sich zu einer eigenen entschließen und sie in die Tat umsetzen, wie diese geistigen, so fest umrissenen Menschen, die er hier

kennen gelernt hatte. Am späten Nachmittag ging er erst ein wenig spazieren mit einer kleinen Müdigkeit, doch tiefes Wohlgefühl im Herzen. Er sah keine Häuser und keine Menschen. Seine Sinne waren noch nach innen gekehrt. Sie freuten sich auf die Höhen, die er zusammen mit den neuen Menschen erreichen wollte. Er sah sich schon mit jedem intim verbunden. Nun würde er Freunde gleichen Strebens haben, was er sich die vielen Jahre über so gewünscht hatte. Und morgen ging er zu Stella! Ihr Abschiedsblick haftete noch schwarz in ihm, und den zupackenden Druck ihrer Hände fühlte er mehrere Male am Tage.

\* \* \*

Madeleine war die Tochter einer französischen Patrizierfamilie. Sie war früh von ihren Verwandten fortgegangen, weil der Zwang der Gesellschaft ihr das Leben farblos machte und ihre feingliedrigen Sinne unter der ständigen Abhängigkeit von ihren Eltern in Geldangelegenheiten litten. Sie verdiente ihren Unterhalt durch Sticken. Sie liebte die halbmechanischen Arbeiten, bei denen sie an alles mögliche denken konnte. Sie saß ruhig am Fenster, zog die Nadel gleichmäßig und fast unbewußt der Zeichnung nach und versank in diese oder jene

Gedanken. In den vielen stummen Tagen hatte sie einen kleinen festen Weltkreis um sich gezogen, in dem sie sich mit instinktiver Sicherheit bewegte. Das gab ihr eine zarte Harmonie. Nur wenn unvorhergesehene Dinge sich ihr näherten, die außerhalb dieser Atmosphäre lagen, bekam sie den Ausdruck des Nichtfassenkönnens, den sie als Kind gehabt hatte, wenn sie aus dem Dunkel ihres Schlafzimmers in den strahlend erleuchteten Salon, wo große Gesellschaft war, geholt wurde. Zwischen Madeleine und Stella bestand eine für Manche schwerverständliche Freundschaft. Stella empfand für Madeleine eine Zärtlichkeit, etwa wie zu einem als eigen angenommenen schönen Kind. Madeleine liebte Stella abgöttisch. Sie hörte mit unsagbarer Andacht zu, wenn Stella ihre Gedanken ausbreitete, und hing sich dann um ihren Hals, um, wie sie sagte, die dunkle Stimme der Freundin zu küssen.

Seit einem Jahr aber liebte Madeleine einen Bildhauer. Dieser erwiderte nicht den Ernst ihrer Zuneigung, verkehrte jedoch in zwangloser Freundlichkeit mit ihr. So traten sie sich immer näher, während Madeleine unter der Leichtigkeit, mit der er sie nahm, sehr litt. Sie hatte Stella bald eingeweiht, und beide hofften, daß der Bildhauer allmählich auch ernster empfinden werde. Dann lief eines Nachts

Madeleine schluchzend zu Stella und klagte, sie wüßte nun, daß er sie nie ganz würde lieben können. Der Ton, mit dem er heute das Verlangen nach ihrem Körper ausgedrückt habe, hätte ihr völlige Gewißheit darüber gegeben. Stella wollte sie trösten, indem sie sagte, Madeleine könne sich irren. Aber Madeleine blieb dabei. Da deutete ihr Stella an, wenn sie dies mit so großer Bestimmtheit wüßte, müßte sie mit dem Bildhauer brechen. Darauf war Madeleine nicht vorbereitet gewesen, und sie wollte nun doch die Möglichkeit eines Irrtums in Betracht ziehen. Seitdem aber versuchte Stella unablässig auf Madeleine einzuwirken, den Verkehr mit dem Bildhauer aufzugeben. Sie hatte auch erreicht, daß die Freundin ihm einen Brief schrieb, er solle nicht mehr zu ihr kommen. Jedoch wußte Stella, daß Madeleine Tage über zu Hause blieb, um ihn nicht zu verpassen, wenn er doch käme. Darum hatte Stella es jetzt durchgesetzt, daß Madeleine zu ihr zog.

Stella wohnte in einem weiten runden Turmzimmer, das sechs Fenster hatte und von riesigen Giebelbalken hier und da durchschnitten wurde. Es war ein ziemlich wildes Haus mit schnell wechselnden Bewohnern in einer ölig beleuchteten Straße der Proletariergegend. Bei kaltem Wetter trat man des Nachts auf den Treppen auf weiche Männerkörper, die schliefen. In

den vielen Hinterhöfen riefen sorgfältig frisierte Weiber in Unterröcken mit hohen Schnürstiefeln rohe Worte. Oft verstellten lallende, renommierende Betrunkene die Haustür. Auch kam es vor, daß von der Straße oder den Treppen her urplötzliches Schreien, Fluchen und Geheul die nächtliche Stille mit blitzenden Messern aufbrachen. Dann wimmelten von überall Geschimpf und Türenschnalzen zu einem wirren Getöse, bis unvermittelt wieder alle Geräusche verschluckt wurden, und lange Polizisten Blutende wegschafften.

Stella liebte diese Straßen, in denen noch ungeordnete Dinge vor sich gingen. Es gab Tage, an denen die lange Trockenheit alltäglichen Dahinwachens einen glühenden Durst nach kraftvollen Erlebnissen in ihr aufsteigen ließ. Nur irgend etwas erleben, was umwarf, durchschüttelte, gleichgültig was — auch wenn es einen auf die Knie fegte. Die gleichmäßige Gemessenheit der guten Wohngegenden war ihr zu bürgerlich bequem.

Madeleine hatte ihre Sachen zu Stella bringen lassen. Nun war alles eingerichtet und hingestellt. Stella las an einem Fenster. Madeleine saß auf einem Stuhl in der Mitte des Zimmers.

Sie sagte halblaut vor sich hin, als wenn sie nicht

wüßte, daß jemand zuhörte:

»Wenn er die Wirtin fragt, wo ich bin, kann sie es ihm nicht sagen . . .«

Stella sah vom Buch auf, prüfte sie und sprach voller Liebe: »Meine kleine Madeleine! Meinst du denn, du wärest glücklich, wenn du ihn hättest? Das Bewußtsein des Unrechttuns würde dir alle Freude zerstören!«

Madeleine war vom Umzug müde. Gequält und nervös meinte sie:

»Du redest immer von Unrechttun. Was würde ich denn Unrecht tun, wenn ich ihm seinen Willen erfüllte? Ich liebe ihn doch! Und dies Bewußtsein habe ich dabei. Es kann mir doch gleich sein, was er dabei denkt. Es geht mich gar nichts an. Es kommt doch nur auf mich an!«

»Madeleine, du wirst es nicht vergessen können, daß du für ihn ein amüsanter Spielzeug bist!«

»Wenn ich es will, kann ich es.«

»Wenn du es willst und kannst, bist du eine Dirne.«

Stella mußte hart sein. Es entstand eine hoffnungslose Pause. Dann begann Madeleine wieder:

»Ich erzählte es dir noch nicht: ich habe heute früh einen Brief von ihm bekommen. Er schreibt, er verstände es sehr gut, wenn er nicht mehr zu mir

kommen sollte — meiner Wirtin wegen. Er erwartet mich bestimmt heute abend in seinem Atelier . . .«

»Du wirst nicht hingehen!«

»Aber er erwartet mich doch!«

Stella erwiderte bestimmt:

»Er wird vergebens warten!«

»Sieh, Stella, ich würde dir versprechen, ihn heute ganz bestimmt zum letzten Male zu sehen. Ich muß ihm doch auch die Gründe für mein Verhalten darlegen. Ein so brüskes Abbrechen würde ihn sicher schmerzen.«

»Madeleine, du weißt ebensogut wie ich, daß ihn das gar nicht sonderlich berühren wird.«

»O bitte, das können weder du noch ich genau wissen! Und was schadet es, wenn ich heute zu ihm gehe, da ich doch für immer von ihm Abschied nehmen will? Du täuschst dich eben, wenn du so sicher annimmst, daß etwas passieren wird!«

Madeleine suchte ihrem kleinen, übernächtigen Gesicht ein energisches Gepräge zu geben.

Stella sah ein, daß sie rücksichtsloser vorgehen müßte.

»Soll ich dir sagen, was geschieht, wenn du heute abend nicht zu ihm kommst? Passe auf! Wir gehen nachher auf den Boulevard hinunter, da wirst du



deinen Freund beobachten können, wie er eins von den Straßenmädchen hinaufnimmt und nach einer halben Stunde wieder herunterläßt. Wenn du nicht heute abend kommst . . .«

Madeleines blumenblaue Augen veränderten sich schreckhaft. Weitgeöffnet starrten sie auf Stella. Ihre Stirn zog sich vor unbegriffenem Entsetzen zusammen. Stella sprach weiter:

»Wie oft habe ich dir schon gepredigt, daß nur die Vergeistigung der rohen Triebe uns über die niedrigeren Geschöpfe erhebt. Nur wenn zwei Seelen und zwei Körper sich eins wissen, vollkommen eins, nur wenn sie glauben, daß diese höchste Zusammengehörigkeit ewig dauern wird, haben die Menschen ein Recht zur letzten, wesenlosen Ineinanderauflösung. Und wenn die Ungeistigen meinen, sie dürften den Geschlechtsgenuß hinnehmen wie eine gute Mahlzeit, und keinen Grund dafür sehen können, daß er verinnerlicht werden muß, so sage ich dir: wenn ich es nicht schon unsagbar sicher fühlte, wäre das mir Beweis, daß sich die Menschen beim Geschlechtsvorgang in die Augen, in ihre Seelen sehen.«

Madeleine hatte zuletzt nicht mehr zugehört. Mit kindlichem Gesicht trat sie auf Stella zu, umschlang

sie und fragte:

»Würdest du es wirklich so schlimm finden, wenn . .  
. ?«

Sie sah Stella mit goldblauem Lächeln in das Gesicht. Und diese begann von neuem ergeben und eintönig ihren Vortrag. Das Antlitz des Mädchens wurde sehr traurig. Sie nickte und nickte wieder. Ihre klugen Augen sahen alles ein, aber sie ertrugen es nicht.

Es klopfte und Felician trat ein. Sein rötlich blonder Bart und seine weiße Stirn leuchtete in dem vielfenstrigen Turmzimmer.

Stella ging ihm entgegen und begrüßte ihn freudig. Madeleine verabschiedete sie bald, um ein wenig Luft zu schöpfen. Als sie draußen war, atmete Stella tief und müde.

Felician sagte: »Wie lieblich sie ist! Neulich im Café fiel mir auf, daß sich ihre Augen verändern: Manchmal ist es, als ob sie dunkle Trauerkleidung trügen, und ein andermal helle, wie die Mädchen, wenn sie über Wiesen gehen.«

Dann erzählte er ihr, wie gern er ihre Freunde genauer kennen lernen wollte. »Natürlich Sie zuerst.«

Stella lächelte abseitig. Felician wollte von ihren Lebensumständen etwas wissen, aber sie wich aus.

»Was nicht mit meinem Streben zusammenhängt, interessiert mich nicht und soll auch andere nicht interessieren. Meine gewissermaßen »privaten« Erlebnisse habe ich vergessen . . . doch wünschte ich zuweilen, mein Leben verlief nicht nur so beruflich,« setzte sie sinnend hinzu. Ein großer Teil ihrer Arbeit sei mit jenem Verein verknüpft, von dem sie ihm hätte sprechen wollen. Und sie erzählte Felician mit der ihr eigenen Tonmischung von Gestähltheit und weiblich-weicher Resignation dies:

Der Verein beabsichtigte die Gründung eines neuen Staates, der nach den höchsten geistigen Erkenntnissen organisiert werden sollte. Angehörige der verschiedensten europäischen und amerikanischen Staaten, wie sie so vielfältig in der Hauptstadt Frankreichs zusammenleben, gehörten dem Verein an. Die meisten waren nach irgendwelchen Zusammenstößen mit den Einrichtungen oder Anschauungen ihres Heimatlandes hierher gekommen. Man war sich darüber einig, daß einer der bestehenden Staaten mit seinen so lange vererbten Verhältnissen doch nie völlig nach neuen Erkenntnissen geändert werden könne. Es war deshalb eine von allen Voraussetzungen der Tradition freie große staatliche Gemeinschaft geplant, der sich jedermann anschließen konnte, sofern er mit ihren Grundsätzen

übereinstimmte.

Einige Jahre nach der Gründung zweigte sich von diesem Verein eine Gruppe ab, der die Ziele einer Reihe von Mitgliedern zu radikal geworden waren. Die Unterschiede in den Gesinnungen hatten sich allmählich immer stärker fühlbar gemacht. Vollkommen aber wurde die Spaltung durch einen im Grunde äußerlichen Anstoß. Zur Propaganda für den Verein sollte ein großes Fest arrangiert werden. Man wollte in der ganzen Stadt Anschläge machen. Dazu hatte einer aus der radikalen Gruppe um Stella ein Plakat entworfen, das zwar äußerst abstoßend und häßlich, aber von hohem Kunstwert war. Vergebens bemühte sich die andere Partei, klarzulegen, daß es doch nicht der Zweck einer Einladung zu einem Fest sei, die Leute abzuschrecken. Auch sie fand die Zeichnung sehr gut, aber sie wollte sie nicht nehmen, weil sie ihren Sinn nicht erfüllte, das Publikum heranzuziehen. Die extreme Partei aber setzte sich mit aller Macht für die Beibehaltung des Plakates ein. Sie führte aus, daß eine Konzession an den Geschmack der großen Masse im höchsten Maße rückgratlos sei. Das Plakat wäre allseitig als gut erkannt worden, und deshalb müsse es genommen werden, ungeachtet aller anderen Einwände.

Da keiner nachgab, konnte die Veranstaltung nicht

stattfinden, und es kam zur Trennung. Die gemäßigte Gruppe gründete einen neuen Bund. Da aber beiden Parteien die Sache selbst zu lieb war, um ihr durch Gegeneinanderarbeiten zu schaden, einigte man sich dahin, daß der gemäßigte Verein die Aufgabe erhielt, die praktischen Schritte zur Verwirklichung dessen zu tun, was ihr die Radikalen an Entschlüssen übergaben. Was nur irgendwie als möglich erschien, hatten die Gemäßigten durchzusetzen zu versuchen. Man wollte so einen gewissen Ausgleich mit der Realität schaffen. Denn auch einige der Radikalen gaben zu, daß ihre Forderungen lediglich ihrem Willen entsprangen und von Bedenken der Möglichkeit nicht gehemmt waren. Der radikale Bund arbeitete mit Eifer weiter. Jeder, der etwas Neues und Unerhörtes in sich trug, verfocht es bei ihnen, um es in der neu zu gründenden Volksschaft durchzusetzen. Alle kämpften mit Inbrunst für ihre Ziele, sei es, daß sie sozialer, künstlerischer, ethischer oder religiöser Art waren. Viermal im Jahr fand eine große Zusammenkunft statt, in der jeder die Resultate seines Denkens niederlegen konnte.

»Und Ihr Gebiet ist das ethische?« fragte Felician.

»Ja. Sehen Sie, ich liebe das Menschliche — nicht etwa die Menschen. Die Menschen sind es ja, die einem das Menschliche verleiden. Sahen Sie einmal

den Ausdruck zweier Augen, die halb traurig, halb verachtend und unsagbar rein eine häßliche Zumutung von sich wiesen? Auf diese Seele im Menschen baue ich, wenn ich meine strengen Grundsätze aufstelle. Daß ich doch die Menschen lehren könnte, ihre großen Gefühle *rein* zu halten von allem, was nicht in sie hineingehört!«

Sie sprach ohne abzusetzen, mit einer durch viele Jahre erlittenen Sicherheit, die fast überzeugungslos klang.

»Und als das Herrlichste erscheint mir die Liebe zwischen den Geschlechtern in meiner Anschauung. Wenn zwei Menschen, nachdem jeder sich vollgetrunken hat vom Geist des anderen, durch die Körper als Symbole sich ineinanderfließen lassen.«

»O Gott, ja,« brachte Felician erregt heraus. Dann sagte er:

»Es ist seltsam: Wenn Sie sprechen, ist es mir, als ob Sie Hüllen von meinem Bewußtsein zögen — nicht als ob ich etwas Neues hörte.«

»Ich werde Sie in unseren Verein einführen.«

Felician empfand eine scheue Liebe zu ihr.

\* \* \*

Er erschien nun öfters in dem Turmzimmer Stellas

und wurde mit ihr und ihren Freunden vertrauter. Er kam besonders Weinbaum näher, der ihn gern zu haben schien. Im Café traf er noch mehr interessante Menschen; unter ihnen eine englische Frauenrechtlerin, ein langes Fräulein mit Kneifer, die stets ihren kleinen Jungen bei sich hatte, von dem niemand den Vater kannte. Miß Hulf konnte mit genau denselben Worten und Betonungen über ein Thema der Emanzipation sprechen, wie am Tage vorher, wenn sie vergaß, daß es dieselben Personen waren, zu denen sie gestern gesprochen hatte. Sie war das Agitieren gewohnt. Felician bewunderte die immer gleiche Begeisterung, die ihn an das unermüdliche Einhacken eines Raubvogels auf sein Eisengitter erinnerte. Er fühlte sich in dem Kreise äußerst wohl. Jede ihm neue Idee griff er auf und verfolgte sie, als ob es seine eigene wäre. Er dachte immer, wenn er allein war, an Stella, ging froh angeregt schlafen und erwachte täglich mit einer Geschmeidigkeit, die ihm ganz neu war.

Eines Tages sah er vor einem großen Laden, in dem nackte Statuen ausgestellt waren, einen Mann, der mit auf die Seite gelegtem Kopf in eine schwer sichtbare Ecke des Schaufensters starrte. An seinen unrasierten Backen und dem zerknitterten schwarzen Mantel, dessen Kragen sich unordentlich faltete, erkannte er

ihn. Weinbaums Augen, denen die Lider abgefallen waren, sogen mit einem Ausdruck namenloser, unbedeckter Begierde an dem nackten Marmorleib eines unschuldig liegenden zart gemeißelten Weibes (übrigens eines recht sentimental-naturabgusses). Weinbaums Züge waren in diesem Augenblick völlig unbeobachtet. Sie zeigten den Höhepunkt eines langen qualvollen Sehns, das sich nicht mehr zurückhalten konnte.

Felician fiel ein, was Stella von Weinbaum gesagt hatte: Sie kenne niemand, der sich unter dem Leben so schmerzhaft bäumte, wie ihn. Weinbaum tat ihm tief leid. Er wartete, bis jener weiterging, bevor er ihn ansprach. Er wollte ihn rücksichtsvoll nicht merken lassen, daß er ihn so entblößt gesehen hatte. Aber Weinbaum schien als selbstverständlich anzunehmen, daß Felician wußte, was in ihm vorgegangen war. Er sah ihn kaum an und stieß sofort, seine Gedanken laut fortsetzend, heraus:

»Ich kann keine Weiber brauchen. Ich habe noch keine kennen gelernt, mit der ich etwas anfangen konnte. Sie lachen mich aus, das weiß ich ganz gut. Sie machen uns lächerlich, die Weiber, schon wenn sie aus Marmor im Schaufenster liegen. Und ein Geschlecht, das uns so lächerlich macht, wird von blöden Menschen ›das schwache‹ genannt.«



Felician wunderte sich, wie Weinbaum über seine intimsten Gefühle sprechen konnte, als ob es nicht seine eigenen wären. Felician war schon das Zuhören peinlich, und er lenkte deshalb das Thema ab.

Weinbaum fragte ihn dann mit seiner brüchigen, stückweisen Stimme, die alles Unangenehme mit Lust auszukosten schien, ob er schon die Zeitung gelesen hätte. Darin stünde, daß Alfonse Degrés, Inhaber eines modernen Konzertbureaus, mit einer Schuldenlast von einigen Tausend Franken flüchtig geworden wäre. Degrés sei in höchst gewissenloser Weise mit fremdem Gelde verfahren. In dem leer gepfändeten Lokal säße weinend die Schreibmaschinendame, die von ihm veranlaßt worden war, ihre Ersparnisse in seine letzte Unternehmung zu stecken.

Felician gab seinem Befremden Ausdruck, daß Weinbaum über die offenbare Schlechtigkeit eines Freundes, mit dem er fast täglich zusammenkam, nicht Empörung und Zorn verriet. Weinbaum lächelte:

»Wir verachten keinesfalls jemand, der Gemeinheiten begeht. Gut und böse interessiert uns gar nicht; es sind sozial entstandene Begriffe, die in einer gewissen Höhe nicht mehr in Betracht kommen. Im übrigen hat der geniale Halunke — ebenso wie die Dirne und der Künstler — etwas so erfrischend

Antibürgerliches, daß er gewöhnlich sympathischer ist, als der Geschädigte.«

Dann sprach Weinbaum über seine Vergangenheit. Er war als Knabe mit seinem Vater, einem jüdischen Hausierer in Ungarn, mitgelaufen und hatte die kleinen Pakete getragen. Aber die Kunden beschwerten sich, daß er »sie zu sehr ansähe«, Sein Vater prügelte ihn Wochen hindurch, er sollte sich diesen Blick abgewöhnen. Als er es nicht konnte, schickte ihn der Vater fort, weil er sein Geschäft nicht länger schädigen wollte.

»Wenn Sie in die Vereinsversammlung kommen, werden Sie noch einiges über meine Anschauungen hören,« sagte Weinbaum beim Abschied. Felician fühlte sich ihm zugetan und näher, als je einem Manne.

\* \* \*

Degrés kehrte nach einigen Wochen zurück, nachdem er sicher war, daß die Gerichte nicht gegen ihn vorgehen würden.

Als man eines Abends im Café saß, trat er plötzlich ein. Da er keine Wohnung hatte, bot ihm Felician an, sein Zimmer mit ihm zu teilen, was jener sofort annahm. Auch ich, dachte Felician, verfolge Ziele und

darf mich daher nicht von Unbehagen beeinflussen lassen. Dieser Mann kann dazu beitragen, mein Gesichtsfeld zu erweitern.

Degrés erzählte, daß er inzwischen seinen Beruf gewechselt habe: er sei wieder Maler geworden. Schon seit Jahren hätte er sich mit diesem Gedanken getragen und sich durch heimliches Studium vorbereitet. Er wäre nun zu einem Resultat, zu einer ganz neuen Malart gelangt, die ihm die ganze Zeit über im Blute gelegen hätte. Felician, der während des ganzen Abends nur auf die schmalen, edlen Bewegungen von Stellas Mund, wenn sie sprach, geachtet hatte, ging zusammen mit Degrés heim.

»Haben Sie eigentlich ein Talent?« fragte Degrés Felician auf dem Wege. Und dann:

»Was sagen Sie zu unserem Kreise?« Felician schien es, daß Degrés sich über ihn orientieren wollte.

»Ich fühle mich sehr wohl. Ich konnte dies bei den Menschen, mit denen ich früher verkehrte, nie, oder doch nur zeitweise.«

»Hoffentlich hält es hier vor.« Sie waren im Hausflur. Felician fühlte in dem unruhigen Licht der Kerze Degrés kalte Augen auf sich stechen. Als sie im Bett lagen, konnte er es nicht unterlassen, den Konkurs zu berühren.

»Es wird Ihnen wohl nun sehr schwer werden, Ihre Schulden zu bezahlen?«

»Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich auch nur daran denke? Sie sind naiv, mein Lieber.«

Felician gab, unsicher gemacht, zu überlegen, ob das nicht schlecht gehandelt hieße. Das Vertrauen der Leute, die das Geld gegeben hätten, sei mißbraucht worden.

Die Betten standen hintereinander; von seinem Hauptende klang es durch die Dunkelheit:

»Was ich Ihnen jetzt sage, mag Ihnen fremd vorkommen. Mir ist es so selbstverständlich, daß ich mich lächerlich finde, indem ich mich darüber reden höre. Was erscheint Ihnen wertvoller für die Geisteskultur, daß große Kunstwerke geschaffen werden und in die Mitwelt eindringen, oder daß ein Kommerzienrat Soundso sich eine Rivierareise oder eine Mätresse mehr leisten kann?«

»Das erste natürlich.«

»Nun also, daraus ergibt sich, daß der Künstler, vom kulturellen Standpunkt aus betrachtet, nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht hat, die unproduktiven, nur erwerbenden Bürger zu seinen Gunsten zu schädigen. Für mich als Musikvermittler kamen genau dieselben Erwägungen in Betracht, denn

ich arbeitete im Sinn und Auftrag von Künstlern.«

Felician sträubte sich, das einzusehen. Es war ihm, als ob ihm eine ganz feste Welt plötzlich davonschwamm.

Degrés holte von neuem aus, um ihn zu überzeugen.

»Wenn ich, wie es jetzt der Fall ist, Maler bin, repräsentiert mein Leben zweifellos einen objektiven Kulturwert, den ich nach allen Kräften fördern muß. Und da materiell gute Umstände auch das Schaffen günstig beeinflussen, ist es sittlicher, dem Philister das zu nehmen, was er nicht freiwillig gibt, als sein Werk vielleicht nicht durchzusetzen.«

Felician äußerte Bedenken. An sich sei es ja ganz richtig, aber vom Standpunkt der Betroffenen . . . , als er aber merkte, daß Degrés wieder anfangen wollte, gab er schnell zu, daß es ihm jetzt auch so schiene, um nicht noch bessere Beweise zu hören.

Stumm lag er im Dunkeln. Er wünschte, die Nacht wäre vorüber. Durch die Fenster pfiff eine Lokomotive. Wie unheimlich offen sein Körper heute allen neuen Dingen war! Hatte Degrés wirklich recht? Ja! Nein! Mit zu schwerem Denken verzogenem Gesicht schlief er ein. Häßliche Träume bohrten sich in sein Hirn. Er saß als kleiner Junge in der Schule. Durch die Klasse ging der lange Lehrer mit dem

kahlen Gesicht und den über den Kopf zurückgebürsteten Haaren, der Felician nie hatte leiden mögen. Er wandelte durch den Mittelgang, seine zwei großen Finger ineinandergeschlungen von sich streckend, gerade auf den kleinen Felician zu. Mit einem spöttischen, faltenreichen Schmunzeln hielt er die Augen auf ihn gerichtet. Felician fuhr vor Schreck zusammen:

seine Handschrift im letzten Extemporale war wieder »ohne Druck und Kraft« gewesen, was den Lehrer schon oft zur Wut gereizt hatte. Da trat jener aber schon in seine Bank, nahm seinen Hals zwischen die zwei langen Finger, rieb ein paarmal hin und her, und sofort zerbröckelte der Hals des kleinen Felician wie ein trockener Stengel. An einem dünnen Sehnenfaden hing sein Kopf jämmerlich auf dem Rücken. Er konnte gerade noch erkennen, daß der Lehrer die Züge Degrés trug. Oh, wie sein armer Hals schmerzte! Er wachte auf. Es war hell. Er sah nach dem anderen Bett. Degrés schlief, in dem scharfeckigen Gesicht genau das gleiche kalte Schmunzeln, mit dem der Lehrer nach Felicians Hals gegriffen hatte.

In der folgenden Zeit kehrten seine Gedanken fast gegen seinen Willen immer wieder zu jenem Problem zurück. Tagelang hielt er sich im stillen die Für und

Wider vor. Manchmal war er daran, Degrés vollkommen zuzustimmen. Zu anderer Zeit schien er sich mit solchen Gedanken im höchsten Grade verworfen und hatte eine Empfindung des Ausgestoßenseins von allen Menschen. Er selbst brachte die Gespräche mit Degrés immer wieder auf dieses Thema. Bei solcher Gelegenheit rief Felician einmal: »Wer sagt Ihnen denn aber mit dieser Bestimmtheit, daß Sie ein großer Künstler sind?«

Degrés würdigte ihn hierauf keiner Antwort. Er war seiner Persönlichkeit zu sicher, als daß es ihn interessierte, darauf einzugehen. Er wies nur noch darauf hin, daß auch er es natürlich für verwerflich halte, wenn ein Künstler den anderen schädige, nur dem Bürger gegenüber sei die Freiheit am Platze. Dann borgte er sich von Felician hundert Franken.

Felician war froh, als sich Degrés ein eigenes Zimmer nahm. Degrés durchschaute wohl den Grund für Felicians Abneigung und hatte seitdem, wenn er Felician sah, ein spöttisches Lächeln um den gekrümmten Mund.

Kurz darauf fragte Stella ihren Freund Weinbaum:

»Wie denken Sie eigentlich über meine neue Entdeckung, den Felician?«

»Es wird etwas aus ihm.«

»Ja? Ich freue mich sehr, daß Sie es auch finden.«  
Ihr Gesicht leuchtete. Degrés machte die Bemerkung,  
daß Stella in diesem Fall wohl kaum ganz unbefangenen  
urteilen könne.

»Nun — er ist Ihnen doch nicht gleichgültig!«

»Nein, allerdings nicht,« klang es fest zurück. »Und  
warum nicht? Weil er ein tief und zugleich zart  
geistiger Mensch von Bedeutung ist. Das wird sich  
klarer zeigen, wenn die letzten Reste von seinem  
früheren Leben in ihm getilgt sein werden.«

Ihre Freunde hatten ihre Stimme noch nie so  
weiblich gehört.

\* \* \*

Der Verein hatte in diesem Jahre seine erste  
Sitzung, trotzdem es schon Ende Juni war. Eine Reihe  
der intelligentesten Mitglieder hatte mitgeteilt, daß sie  
mit der Aufstellung völlig umwälzender Theorien für  
den zukünftigen Staat beschäftigt seien, und die  
gewöhnliche Arbeitszeit von drei Monaten nicht  
ausreiche. Deshalb war der Tag der Versammlung auf  
ein Vierteljahr später verschoben worden. Die  
Zusammenkunft versprach wichtiger und in der  
Verfechtung ungewöhnlicher Dinge umstürzlerischer  
zu werden, als je eine zuvor. Wie gewöhnlich begann



sie um elf Uhr nachts.

Es war ein kleiner Saal, der sich allmählich dicht füllte. Um ihn in halber Höhe lief eine hölzerne Galerie, zu der die paar von der Decke hängenden Petroleumlampen mit ihrem schnell verrauchten Gelb nicht hinaufdrangen. Das Rednerpodium war eine Liebhaberbühne, auf der fahle, grüne Kulissenfetzen sich bewegten. Davor saß Stella an einem weißgedeckten Tisch. Der Verein hatte keinen Vorsitzenden, da hieraus zu leicht eine Beeinträchtigung der Individualität der Einzelnen entstand. Jeder konnte reden, wie lange und was er wollte. Stella notierte nur die Reihenfolge der sich zum Wort Meldenden.

Felician saß zwischen Weinbaum und Madeleine. Der Saal und die Galerie füllten sich mit wilden langhaarigen oder knapp und sachlich gekleideten Männern. Manche hatten Umhänge lose umgeworfen. Schmale Frauen in fließenden Gewändern mit vom vielen Lesen bleichen Augen saßen in Ruhe. Starkknochige dunkle Balkangesichter durchtasteten flackernd beim Eintritt den Saal und warteten, mit Anstrengung in Teilnahmslosigkeit versunken. Jeder Blick trug hochschwanger die Ideen, an denen sie monatelang für sich geformt hatten, um sie hier dem Licht zu übergeben. Ein murmelndes, fast drohendes

Geplauder wellte auf und ab. Wie ein vor Erwartung unruhiges Herz setzte es manchmal aus und wurde dann wieder stärker. Stella begann zu reden. Den feinen Kopf hoch aufgerichtet, hatte sie jenen Tonfall müder Selbstverständlichkeit, den die lange innere Beschäftigung mit einer Sache erzeugt. Weich und unbeirrbar zugleich waren Stimme und Gesicht.

Sie erklärte die Idee der beiden Bünde, des radikalen und des gemäßigten. Die einen Menschen seien zur Aufstellung von Ideen geschaffen, die anderen zur Arbeit an der Wirklichkeit. Sie erwähnte, daß in den gewöhnlichen Vereinen den Mitgliedern durch das sogenannte gleiche Streben die Eigenart beschnitten werde. Sie wären gerade auf die jedesmalige Einzigkeit ihrer Ziele stolz. Nichts verbände sie miteinander, nicht einmal Zuneigung. Nur das Zeichen aller Erneuerer hätten sie gemeinsam: das Leiden um das Alte.

Darauf trat ein Mann mit tiefschwarzem Spitzbart und Augen, die dunklen Kratern glichen, auf das Podium. Er meldete sich in jeder Versammlung zuerst zum Wort. Er war der Schöpfer einer Weltsprache. Da niemand sie lernen wollte, brannte er vor Haß. Er fluchte auf die bequemen, materiellen Menschen, an deren Faulheit eine so riesenhafte Idee sich den Kopf einrennen könne. Ja, wäre damit Geld zu verdienen,

wie würden alle springen und die Gelegenheit benutzen! Aber für das Erreichen eines herrlichen Ideals, wie der restlosen Verständigung unter allen Menschen, dafür hätten sie nichts übrig! Die Unsinnigkeit der nationalen Unterschiede sei hinlänglich bekannt. Er verstehe nicht, wie großzügige Menschen sich damit begnügen könnten, eine Sprache zu sprechen, die ein paar Kilometer weit nicht mehr gültig sei. Die Lernträgheit hätte eingeworfen, daß neu erdachte Sprachen tot und nicht zu gebrauchen seien: er werde ihnen das Gegenteil beweisen. Er halte von nun an seine sämtlichen Reden in der Weltsprache, und wenn kein einziger sie verstehen sollte. In jeder Buchhandlung gäbe es die Grammatik. In der Tat begann er darauf eine lange Rede in seiner Sprache. Die ungefügten Worte rollten sich mit häßlichen Kehllauten übereinander. Den vorangehenden Worten wurde von den folgenden immer das Ende abgehackt. Niemand im ganzen Saale wußte, wovon er redete. Jeder glaubte sich ausgelassen und versuchte, wenn ein bekannt erscheinender Ausdruck vorkam, doch irgendwie Anschluß zu bekommen. Es war sehr ermattend. Die Lampen warfen viele schmutzige Schatten auf die dunklen Köpfe, die regungslos nach dem unverständlich Eifernden starrten.

Es folgte eine Rede, die nur aus Hauptwörtern und Adjektiven bestand. Des Redners dünnes Gesicht war in den weichen Teilen unterminiert und die Haut war in die Vertiefungen nachgefallen. Man wußte, daß er die Konzentration auf jedem Gebiet verfocht. Die vielen Beiwörter und rhetorischen Umschreibungen schienen ihm im Verkehr mit hochstehenden Menschen überflüssig. Seine Rede klang wie eine lange Depesche. Er forderte für den neuen Staat eine Aufnahmeprüfung nach geistigen Gesichtspunkten.

Durch den Saal zuckte eine angenehme Erregung. Wie Steine auf einen Haufen geworfen werden, schlugen von allen Seiten die Worte schallend auf die Tribüne. Stella verlas einen Zettel, den die Frauenrechtlerin Miß Hulf ihr hingelegt hatte; diese beschwerte sich, daß bereits die dritte Rede gehalten worden sei, ohne daß die Emanzipation vorgekommen wäre. Miß Hulf hatte, wie überall, ihren elfjährigen Knaben mitgebracht, der außergewöhnlich klein war. Sie war ein sehr unsinnlicher Mensch und hatte einen besonderen Haß auf Wagner. Sie ging seit langem in kein Theater, weil sie fast alle Dramen für juristisch nicht haltbar hielt. Den einzigen Liebesbrief, den sie vor Jahren erhielt, hatte sie nach Korrektur der orthographischen Fehler an den Absender zurückgeben lassen. Dann nahm sie sich der rechtlosen Frauen an.

Um ihre eigene Vorurteilslosigkeit auch tötlich zu beweisen, hatte sie ein uneheliches Kind zur Welt gebracht aus einem Verhältnis, das sie lediglich deshalb eingegangen war. Als der Zweck erreicht war, zog sie sich sofort von dem Manne zurück und gab an, daß sie sich seiner nicht mehr erinnerte. Das Kind benutzte sie unter Betonung der Unehelichkeit zu Agitationszwecken.

Inzwischen war Degrés auf die Bühne getreten, dessen Ausführungen überall mit Spannung erwartet wurden. Kaum hatte er in seiner betonenden und doch oft gleichgültig-spöttischen Manier begonnen, da zog sich der Saal vor Aufmerksamkeit zusammen. Mit starren Backenknochen lauerten sie, um mit den eigenen Ideen hervorzubrechen zu können.

»Als ich ein Junge von vierzehn Jahren war,« sprach Degrés, »eröffnete mir der berühmte Professor P., daß ich nicht nur verspräche, ein hervorragender Maler zu werden, sondern bereits einer wäre. Ich sagte dem Herrn damals, daß ich gar keine große Befriedigung beim Malen fühlte. Ich wußte nicht warum. Nun aber, meine Herren und Damen, weiß ich es: Die alte Malerei, die trotz aller Entfernung von der Natur doch immer noch ein Abmalen ist, war mir einfach zu stofflich. Dies Gefühl war es, das mich zwang, auf die Musik überzugehen. Hier fand ich den vergeistigtesten,

schwebendsten Ausdruck. Die Musik als einzige Kunst ist ganz frei von der Materie, von der hassenswerten Nachahmung der Natur. Aber während dieser Jahre dachte ich über die Malerei nach. Ich sagte mir, daß auch für sie eine solche Entwicklung möglich und unbedingt nötig sei. Und nun habe ich Bilder gemalt, in denen ich gefühlsmäßige Erlebnisse lediglich mit den Urmitteln des Malers, mit Farbe und Fläche ausdrücke, auf die sogenannten Gegenstände verzichte. Die neue Malerei hat nicht die Aufgabe, durch stofflich Erkennbares die Gefühle des Künstlers auszudrücken, sondern die Art, wie die Farben zusammengestellt sind, eine teilende Linie übermittelt dem Beschauer den Stimmungsgehalt des Kunstwerkes. Die allzu billigen Mittel der Natur verachtet der Geistige. Je stärker die Beschränkung, desto vergeistigter ist eine Kunst. Mein Werk bedeutet wieder einen Sieg des Geistes und eine Niederlage der sinnlosen stupiden Realität in dem langen Kampf dieser beiden miteinander.«

Mit dem Vorwärtsschreiten der Rede war es immer höher in den Zuhörern aufgestiegen, bis mit dem Schluß die angestauten Widersprüche, Bestätigungen und Ergänzungen lärmend von den Lippen der Einzelnen ausbrachen. Kopf an Kopf gepreßt war jetzt der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Nasen in

den graugelb beschatteten Gesichtern stießen kampfbereit nach vorn. Weit über die halbdunkle Galerie gebeugt, schwebten die Oberkörper und flogen auf die Redenden zu. Bleich ragte Stella auf ihrem Podium. Viele sprachen gleich von ihrem Platz aus. Ein Arzt forderte, daß die medizinische Wissenschaft voraussetzungslos und ohne Zweck sei, wie die Kunst. Wenn es auch manchmal zusammenfiele: nicht darauf käme es an, wie viele Patienten geheilt würden, sondern welche Höhe die Wissenschaft erreicht hätte. Gerade wer wie er seinen Beruf abgöttisch liebe, müsse aus Achtung vor ihm die Forderung des Selbstzwecks aufstellen. Der Arzt studierte seit zwanzig Jahren nach Urkunden eine sehr interessante Halskrankheit, die vor zwei Jahrhunderten das letzte Mal vorgekommen war.

Felician saß regungslos und hatte die Finger fest um eine Stuhllehne gedrückt. Wonne und angenehme Furcht ballten beim Anfang jeder Rede sein Herz zusammen. Alle Anwesenden arbeiteten so aufnahmedurstig mit den Sprechenden mit, daß sie nicht mehr wußten, ob sie selbst redeten oder die neben ihnen Stehenden. Ein nervöser bebrillter Mann forderte vom Weibe das Fallenlassen seiner Scham. Das Hin- und Hergeziere der Frau in Liebesdingen sei ein Ornament, welches dem heutigen Mann nur

Energie- und Zeitverlust bringe. Sachlichkeit sei das vornehmste und beste Zeichen der Zeit. Sieht eine Frau jemanden auf der Straße, der ihr gefällt, soll sie sagen: hier nimm mich. Die Frauenrechtlerin war beständig auf dem Sprung, ob ein Bissen für sie abfiele. Bei besonders stürmischen Momenten hob sie ihren runden, faltigen Jungen mit Brille und Schirmmütze, unter der man eine Glatze vermutete, hoch, da er sonst den Redner nicht sehen konnte. Kam etwas von Frauenrecht vor, klatschten beide wild Beifall. Sonst sah der Junge mit verschmitztem und verständnisvollem Lächeln über seine Brille.

Des neuen Redners stählerne Augen strahlten tiefste Durchdrungenheit aus. Es war der Universitätsprofessor Konnard, der sich durch seine antierotischen Lehren bekannt gemacht hatte. Die vielen Reihen der schwarzen Mundlöcher starrten nach dem Podium. Sexualität sei immer Selbstverneinung; denn das Individuum will sich durch sie an das andere geben. Er aber predige die Selbsterhaltung und die Selbstentwicklung. Eine Frau lieben heiße immer, ihr vom Selbst etwas schenken. Nur geistige Freundschaft unter Männern dürfe der Höhenmensch pflegen. Das Kinderzeugen ist gleichfalls ein Abfluß der Energie von sich auf andere — eine Eigentümlichkeit der Frau. Der große Mann dürfe keine Söhne haben, sie beweisen



dem Vater schon durch ihre Existenz, daß seine Zeit vorbei ist, sie stellen ihn in Frage. Das Höherbringen des Selbst aber ist die einzige Aufgabe des Menschen.

Gleich Raubtieren, denen man lange nichts zu fressen gegeben hat, krallten Männer und Frauen die Blicke in die Sprechenden und stürzten sich mit dem Moment des Schweigens auf die Rede. Sie wühlten in den Gedanken der anderen, zerrten nackte und wunde Stellen heraus und stießen mit festen Fingern darauf. Mit Gewalt zwang sich Felician oft, nicht laut ja, ja! zu rufen. Von der Galerie hatte ein Mann mit stoppligem Kinn und lohenden Augen von Anfang an zwischen die Reden geschrien. Man verbot es ihm. Er konnte selbst nichts dagegen machen, immer wieder entfuhr ihm die Worte. Nachdem Bonnard geendet hatte, bog er sich in maßloser Erregung zu weit vor, verlor das Gleichgewicht und fiel mit schwingenden Gliedern über die Brüstung in den Saal in einen Gang. Man sprang hinzu und wollte ihn aufheben. Seine Stirn knallte zurück wie bei einer Holzpuppe. Er war tot. Einige wollten ihn hinaustragen. Sofort stand einer auf und schrie, der Tod sei der elendeste und materiellste Zufall in der Welt. Er sei sinnlos und ungeistig, also wäre er für geistige Menschen nicht vorhanden. Der Tod sei lächerlich und unwürdig des geistigen Menschen, er müßte einfach ignoriert werden. Man

solle den Toten liegen lassen. Da erstieg ein alter Mann mit einem Holzbein das Podium, der die ganze Zeit über vorn gewartet hatte. Seine weißen Haare flatterten, sein Gesicht war verwaschen vor Haß. Er schrie mit verdeckter Stimme, daß nur der Unglaube schuld an der schrecklichen Lage sei, in der sich die Menschen von heute befänden. Das wäre die Strafe des Herrn! Weil sie nicht mehr auf den alten Gott vertrauten, hätte der sich von ihnen abgewendet, daß sie ersticken müßten in dem Sündenmorast der Unsittlichkeit und des Hochmuts. Aber es würde noch viel schlimmer kommen, noch viel schlimmer, wenn die Menschen nicht zur Religion zurückkehrten, gräßlicher als zu Zeiten der Sündflut und Sodoms und Gomorrhas und Babylons würde die Rache des Herrn heute sein . . . Vor Jahren hatte der Redner ein Beispiel für seinen Glauben geben wollen und geschworen, sein wundes Bein werde ohne Arzt mit Gottes Hilfe gesunden. Acht Tage später hatte man es ihm gewaltsam amputieren müssen, um ihn am Leben zu erhalten. Aber unbekümmert agitierte er weiter in jeder Zusammenkunft gleichgültig, welches das Thema war. Er hatte Beulen und trug Binden, Überbleibsel von den Versammlungen, aus denen er hinausgeworfen worden war. Widersprüche prasselten von allen Seiten. In den Lärm hinein aber redete der

alte Mann eine halbe Stunde, ohne daß ein Wort gehört wurde. Man sah nur die betuernden und verfluchenden Handbewegungen, wie man durch ein Fenster von außen in eine Versammlung sieht. Schließlich stieß man ihn durch eine Hintertür hinaus.

Ungezügelter Reden kletterten höher und höher. Die Augen der Zuhörer stießen weiterdrängend nach den Redenden, daß die hintenüberfielen. Der Architekt Deutsch sprach:

»Wer sich innerlich seines Wesens fest fühlt, der hat nicht nötig, es äußerlich zu betätigen. Was ich bin, ist die Hauptsache. Was ich tue, ist nebensächlich. Es ist nur der stoffliche Ausdruck einer geistigen Wesenheit. Nicht, was ich sage, ist maßgebend, sondern was ich denke. In diesem Sinne sind die menschlichen Institutionen zu ändern. Orden und Titel sind abzuschaffen. Die, die sie verdienen, haben sie nicht nötig, und die sie nicht verdienen, erst recht nicht! Ebenso sind alle Examina äußere Betätigungsformen für einen inneren Zustand und daher überflüssig. Einer, der etwas weiß, braucht kein Examen zu machen, und einer, der nichts weiß, kann es nicht. Ich bin ferner für Einstampfung aller Kirchen und Abschaffung der dogmatischen Einrichtungen. Jeder kann seinen Gott haben; hat er aber einen, so kann er zu ihm beten, wie, wann und wo er will. Besondere

Formen und Räume hierfür sind nur schädlich. Feier- und Erinnerungstage sind dem Kulturmenschen gleichgültig. Er denkt an seine Vorfahren und an Ereignisse, wenn ihm sein innerer Drang dies vorschreibt. Denkmäler sind unnötige Ausgaben. Die Ehe ist ein überflüssiges Symbol. Liebe ich eine Frau, so lebe ich mit ihr zusammen, liebe ich sie nicht mehr, so wäre es unsittlich, bei ihr zu bleiben.«

Weit vorgestreckt hingen auf den Hälsen die Gesichter, über die die Haut dünn zum Platzen gespannt war. Die Atem wurden herausgestöhnt und bildeten mit den Lampen einen trüben Fieberdunst über den Versammelten. Irre Funken sprangen von der Rednerbühne in den Saal, fingen hier Feuer, steckten dort ein Hirn in Brand. Die Köpfe glühten. Felicians Seele befand sich in einem einzigen Taumel. Rein und bleich und im Innern voller heißer Wirbel saß Stella vor der aufgeregten Menge, die bis zu ihr hinaufbrandete. Nun sprach Weinbaum. Er machte sich von jedem Wort gleich einer schwer gebärenden Frau unter höchsten Schmerzen frei.

»Man muß sich alles Urteilen abgewöhnen. Denn weder der Gute kann etwas dafür, daß er gut ist, noch der Schlechte für seine Schlechtigkeit. Beide sind eben ›so veranlagt‹. Das Bessernwollen unter den Menschen beruht meistens auf dem Eitelkeitsgefühl des

Bessernwollenden. Außerdem ist es überhaupt sinnlos, denn niemand weiß mit Bestimmtheit zu sagen, was gut und was schlecht ist. Es gibt keine festen Punkte, keine Wegweiser und Maßstäbe. Hineingesetzt in das Chaos der Erscheinungen sind wir, das Wenige, was wir durch unsere Sinne erhaschen können, erkennen wir nur subjektiv und falsch. Nichts ist mit Bestimmtheit da, als wir selbst. Und auch dies Selbst ist nichts Absolutes, davon kann sich jeder überzeugen, wenn er beobachtet, wie anders er in der Gegenwart verschiedener Menschen ist. Der Mensch hat keinen festen Kern. Jedes Individuum ist nur in seinem Verhältnis zu dem, was auf ihn einwirkt, festzulegen. Daraus ergibt sich, daß man überhaupt keine Grundsätze für Menschen aufstellen kann, denn Regeln kann man nur für festumgrenzte Größen errichten. Niemand weiß, was er in der nächsten Minute zu tun fähig ist. Ein Augenblick macht alle Ethik ungültig. Die Liebe ist nie etwas Verlässliches, denn man liebt nur Teile von anderen Menschen und nur zeitweise.«

Die Versammelten drängten sich aneinander und nach vorn, sie knieten auf Stühlen und konnten ihre Zungen nicht mehr halten. Der Mann auf dem Podium formte qualvoll seine Gedanken, die er lange in sich herumgewälzt hatte. Blutspuren hingen an seinen

Worten. Ein ungeheurer innerer Aufruhr arbeitete sich von ihm aus in den Saal.

»Aber wir Modernen brauchen keine festen Punkte, brauchen nichts Allgemeingültiges. Wir anerkennen nichts in der Welt, außer der Psychologie. Wir wollen gleiches Recht für alle, das heißt, für jeden *seine* Gesetze je nach seinem Sein. Es gibt keine Perversität, sondern nur Andersgeartete. Es gibt keine Verbrecher, sondern nur Schädlinge der Gesellschaft. Seiner Veranlagung nach handeln und ihr bei anderen gerecht werden, ist die Religion der Moderne. Alles andere muß fallen. Die Ehrfurcht vor dem Alter ist etwas Vorsündflutliches. Ein Achtzigjähriger kann ebensowenig für seine achtzig, wie ich für meine dreißig. Liebe und Achtung vor Eltern und Verwandten ist unsinnig, wenn sie nicht freiwillig da ist. Wir kennen keine anderen Maßstäbe, als die, welche sich das Individuum aus eigenem Bedürfnis heraussteckt.«

Hier bekam eine Frau, die zu Gast war, Schreikrämpfe. Sie ließ in kurzen Abständen, indem sie die Arme wie kraftlose Flügel auf und nieder schlug, heftige Vogelschreie hören. Es waren auch gleich zwei Krankenträger bei der Hand, die der Schreienden braune Anstaltsdecken über das Gesicht legten und sie auf einer Bahre forttrugen. Es hieß, der

Irrsinn sei bei ihr ausgebrochen. Da stand sogleich eine schwarzgekleidete Frau mit abgeschnittenen Haaren auf und rief, daß es überhaupt keine Irrsinnigen gäbe, kein Mensch könne mit Bestimmtheit sagen, daß diese Leute nicht gerade die gesunden sind. Normal ist ein Begriff, der von der Mehrzahl der Menschen bestimmt wird. Daß aber Majorität in geistigen Dingen kein Beweis ist, sei wohl hinreichend feststehend. Auch unterschieden sich eingesperrte Irrsinnige oft nur dadurch von nichteingesperrten, daß sie zufällig mit der stofflichen Welt angestoßen wären. Diese sinnlose und ekelhafte Welt sei aber kein gültiger Maßstab. Die Kunst zum Beispiel profitiere geradezu von einer gewissen Art des sogenannten Wahnsinns, der fixen Idee. Wenn nämlich einer wahrhaftig glaubte, er wäre ein Kaiser, so würden seine Werke in dieser Beziehung echter klingen, als wenn er es sich für die Augenblicke des Schaffens einbilden müßte. Sie winkte ihrem Mann, einem Naturmenschen in Sandalen und härenem Gewand. Dieser begann schon seine indischen Gedichte vorzulesen. Er bildete sich fest ein, er wäre ein indischer Priester, und zeichnete alle Briefe in dieser Eigenschaft. Die Gedichte waren von berauscher Kraft. Dann hielt er mit übersichtlichem Antlitz eine Rede, ganz als ob er ein indischer Priester wäre. Die Stühle einiger Menschen brachen

zusammen.

Die Nerven der Versammelten begannen zu versagen. Der Morgen dämmerte. Nur Miß Hulf saß mit angespanntem Gesicht aus zähem Leder und instruierte leise ihren Jungen.

Vollkommen mürbe ging man auseinander. Verbraucht, hölzern und zerzaust wie eine alte Dirne, voller Risse und Falten, lag der Saal. Das mißmutige Vorlicht des Tages umhüllte grau die einzige, trocken brennende Lampe und setzte sich auf die grünen Lappen der Kulissen, die müde nach vorn fielen.

Felician fühlte eine ungeheure, fast wollüstige Befriedigung, die ihm übermenschlich dünn gespannt erschien. Er ließ sich Kaffee geben, um sich zu stärken.

Als er dann in den Morgen hinaustrat, guckte mit ihrem einen Auge die Sonne so blind blaurot und blutrünstig in die Straßen hinein, daß alle Angst hatten und liefen. Irgendwo mußte ein Unglück passiert sein. Die Geschäftsmädchen hatten die Rouleaus heruntergelassen, weil sie fürchteten, es könnte hereinkommen. Der Himmel war grau und veilchenblau und brannte im Hintergrund. Aus einem unbekanntem Grunde waren einige Laternen noch angesteckt. Das fahle Licht puderte alle Gesichter



lilafleckig. Die Menschen gingen schief und halb, traten ineinander und wurden eins. Die Köpfe hatten keine Augen. Alle Kraft war aus dem Straßenbild gesogen. Männer auf Stelzen überschritten vorsichtig den Damm. Ein Sprengwagen wußte nicht, wie er sich verhalten sollte, und drehte sich mit seinem Pferd im Kreis herum. Die Luft war mit kleinen schwarzen Punkten besprenkelt. Einige Menschen verschwanden, ohne daß man sah, wohin. Andere setzten sich plötzlich wie Vögel von irgendwoher nieder. Die elektrischen Bahnen liefen neben den Schienen. Die dicken Omnibusse hoben die Beine hoch und fuhren schräggestellt eilig auf einer Seite. Die breiten Hüte der Kutscher rutschten ganz über die Gesichter. Das Licht spiegelte sich in den Schaufenstern und blanken Türen. Trotzdem lag alles im Schatten. Viele Menschen und Pferde lächelten irre. Dem Felician zog man den Granit unter den Füßen fort. Er warf sich auf die Erde, um ihn festzuhalten. Es nützte nichts. Der Boden lief. Von irgendwoher wurde er gedreht. Felician kam mit ins Kreisen und drohte, auf den Hinterkopf zu fallen. Mühsam klammerte er sich an einen Laternenpfahl.

\* \* \*

Stellas Bild auf dem Podium vor der Versammlung hatte sich tief in Felicians Seele eingeätzt. Er konnte sich zwar weder ihre Gestalt, noch genau ihre Züge vorstellen. Überirdisch erschien sie ihm, wie sie in hingeebener, bleicher Festigkeit schwarzumrahmt über den brandenden Menschenköpfen thronte.

Täglich suchte er sie jetzt auf. Sie arbeiteten zusammen in der Bibliothek; Felician hatte seinen Studienplan nach dem ihrigen umgeändert. Stundenlange Gespräche machten ihn glühend und wie neu. Es gab wenig Dinge, über welche sie sich nicht sicher und scharfsichtig Klarheit verschafft hatte. Zum unbedingten täglichen Bedürfnis wurden ihnen allmählich diese Stunden. Felician malte sie sich den ganzen Tag über aus, und weilte nachher in der Erinnerung noch bei ihnen. Bis spät in die Nacht hinein war er jetzt von einer Frische und Empfindlichkeit, die ihn mit Verwunderung und neuem Glück erfüllten.

Stella merkte ihren Einfluß auf ihn und lächelte manchmal ein kleines Lächeln, das freudig war und von Staunen durchzogen, daß sie einen Menschen glücklich machen könnte. Auch sie fühlte, wie Felician ihren Tag zu beherrschen begann. Der letzte Zweck eines Tages schien ihr erst erfüllt zu sein, wenn sie sein leises Klopfen hörte, seine hohe, blonde Stirn und den

rötlichen Bart in der Tür sah und seinen mutigen und doch nachdenklichen Blick auf sich spürte. So vergingen Wochen, in denen sich ein stilles, festes Bündnis zwischen ihnen aufrichtete.

Immer tiefer wurden ihre Herzen voneinander erfaßt. Madeleine, die zuerst ihren Gesprächen beiwohnte, ging nun meist unter irgendeinem Vorwand, den sie möglichst natürlich und abwechslungsreich wählte, fort, sei es, daß sie es aus Feingefühl für die beiden oder aus schmerzvoller Wehmut tat, um sich ihr eigenes Schicksal nicht in Erinnerung zu rufen. Madeleine hatte alles erfüllt, was Stella von ihr forderte. Auf die Annäherungsbemühungen des Bildhauers hatte sie nicht geantwortet. Nur in der Bibliothek des Museums ließ sie sich immer die Bücher zeigen, die er gelesen hatte. Doch davon wußte Stella nichts.

Als Felician einmal gegen Abend zu Stella kam, war sie ernster als sonst. Der erlöste Blick, der ihn beim Eintreten traf, zeigte ihm, daß sie gelitten hatte.

»Was haben Sie heute, Stella? Wollen Sie mir nicht sagen . . .« Die Dämmerung floß in grauen Strömen rings um das Turmzimmer. Stella sah halb abgewendet nach draußen. Das Grau schwamm auf dem roten Lila ihrer Bluse, die ungewöhnlich jäh von den Schultern

herabfiel.

Aus einem dichten Schleier tiefer Trauer klang es:

»Ich traf heute ein Mädchen, das ich in früheren Jahren sehr geliebt habe. Wir waren in Wien zusammen. Sie ist hier auf einer Vergnügungsreise mit ihrem Bräutigam, einem Bankier. Ich glaubte, daß Gutes aus ihr geworden wäre. Nun hat sie es wie die anderen gemacht: Malunterricht, Gesangstunden, Säuglingspflege, Bankier . . . oh, wie es mich schmerzte! Überall dieses Gewöhnlichwerden! Diese vielen unbemerkten Alltagstragödien.«

Felician dachte: Wie nah sie fremde Schicksale erleidet!

»Ich habe mit ihr lange gesprochen. Nun will sie die Verlobung auflösen und auf die Universität gehen. Sie wird mit ihren Eltern, die dies nicht erlauben werden, brechen. Die Mutter wird unglücklich werden, und auch sie wird viel leiden . . . der Vater ist sehr herzkrank . . .«

Felician konnte nur noch den Elfenbeinschein ihres Gesichtes sehen, in dem die Zähne weißknöchern aufzuckten. Ihre Stimme hatte den Ton einer unheilbar Kranken.

»Sie sollen Menschen werden, die Menschen. Ich nutze meine Macht aus, sie zu ändern. Und wenn ich

dann sehe, wie sie unglücklich werden unter meiner Härte . . . ich leide dreifach . . . und kann doch nicht davon absteigen, keinen Fingerbreit nachlassen . . .«

In schwerer Langsamkeit rann die Dämmerung über ihre Körper und zog Felician ganz nahe zu Stella. Beide standen am Fenster. Unbewußt griff er nach ihrer Hand. Dann sah er nur noch ihr Lächeln, das das Lächeln einer auf dem Totenbette war. Die Ahnung vor einem ungeheuren Ereignis, das sofort eintreten mußte, ergriff Felician. Ein Taumel durchbebte seine Glieder. Höher und höher stieg seine Erregung und tastete wirr im Kreise herum. Dicht vor ihm leuchtete phosphor glänzend das Antlitz Stellas. Sein Mund streifte zitternd, wie schwer herangeschoben, ihre weiche Wange. Erschreckt suchte er sofort nach einem Ausweg. Dunkel waren ihre Augen auf ihn gerichtet. Aber die Berührung hatte ihn zu großer Kraft gestärkt. Seine durcheinandergewühlten Empfindungen formten sich klar zu einer seltsamen, erdfernen Gehobenheit. Und in einem Rausch ohnegleichen sprach er ihr von seiner Liebe.

»Stella! Seit Monaten lebe ich unter dem dunklen Schatten deines Blickes. Noch im Schlaf bedeckt er mich. Auf der Straße wende ich mich plötzlich hastig um, weil ich denke, jemand greift mit den Blicken nach mir oder es droht etwas auf mich zu fallen. Stella,

ich glaubte schon einmal zu lieben, aber es war eine Flächenliebe, denn meine Tiefen blieben stumm. Dir aber rauscht meine Seele zu, wenn du nahst. Ich weiß, du wirst mich millionenmal aus Seligkeiten in Grauen schleudern. Aber ich liebe deine schwarzverdeckten Möglichkeiten. Ich liebe deine gefährliche gelbe Haut. Ich liebe dein Lächeln, welches nicht geheuer ist. Du darfst immer nur lächeln — nie lachen.

Ich will mich von dir treiben lassen, Stella. Führe du mich in deine Höhe. Dein Geist soll dem meinen den Weg zeigen . . .«

Stellas zerbrechliche Stimme klang aus dem Grau:

»Binde dich nicht an mich.«

»Ich werde glücklich sein.«

Sie hielten sich an den Augen und an den Händen. Es wurde dunkel.

\* \* \*

Felician befand sich in einem dauernden, wirklichkeitsfernen Glück. Fast täglich ging er am späten Nachmittag mit Stella und einigen der Freunde in den Vorstadtgegenden spazieren. Man sprach immer über Probleme. Kleine alltägliche Dinge spezieller Natur wurden überhaupt nicht von den Freunden erwähnt. Sie wollten nur »voraussetzungslose«

Gespräche führen, an denen jeder geistig hochstehende Mensch, gleichgültig welchen Alters, der Nation und des Standes, sofort hätte teilnehmen können.

Die Sonne war im Abglühen. Die kargen Felder der Stadtperipherie mit ihren verstreuten Baumaterialien und dürftigen Rasenstreifen lagen in braunem, kühlen Schein. Man war in den reinen Regionen der Kunst. Alle schienen heute versöhnlicher. Sie sprachen gleichmäßig und ohne große Leidenschaft, als ob sich diese für so hohe Dinge nicht schicke. Degrés beschrieb die Befriedigung, die er beim Malen seiner Farbensymphonien empfand. Er *könne* jetzt gar keine Dinge der Natur mehr malen. Felician fühlte sich eins mit diesen Menschen. Er erweiterte ihre Gedanken durch eigene Erfahrungen und Einfälle. Er meinte, das Streben jedes Einzelnen passe auch für ihn. Wenn ihre Ansichten auseinandergingen, schien ihm jeder recht zu haben. Jetzt verstand er Weinbaum: Ob etwas gut oder schlecht war, wie nebensächlich war das doch! Wie liebte er alle diese Menschen! Wie fühlte er mit ihnen das herbe Glück der Eigenmenschen: das hohe Alleinsein.

Er blieb mit Stella noch im Freien, während die anderen in die Stadt fuhren.

Es war um die Zeit, in welcher die Sonne noch

einmal vor dem frohen Untergang kühl und prächtig ihre Kraft verstrahlt. Die Rückwände der Häuser standen kalt und zitronengelb unter dem bläblichen Himmel. Bunte Wolken hingen tief in der Luft. Wie überspült von einem Meer von Klarheit lag die Landschaft. Ein halbfertiges Haus im Rohbau war gleich einer Ruine hell durchlöchert. Von einer hohen steinernen Villa leuchteten die von der Sonne getroffenen Fenster, als ob dort seit Tagen edle Feste gefeiert würden.

Stella und Felician standen hoch aufgerichtet, sich mit den Händen berührend, in der geklärten Luft. Durchsichtig wie diese erschien ihnen ihr Verhältnis zueinander. Rein wie diese lag ihr Streben vor ihnen.

Sie mochten nicht laut sprechen, sie flüsterten in der spiegelnden Atmosphäre. Die Zeit schien eine Minute anzuhalten vor der endgültigen Auflösung. Es war wie der letzte Augenblick vor dem Nichts. Ewig hätten sie in diesem letzten Augenblick leben mögen. Und Stella sagte:

»Felician, ich habe dich und mich lange geprüft: Ich fühle nun, daß du der einzige Mensch bist, dem ich angehören darf. Du bist nur verwirrt worden durch die Eintagsmenschen, die dich umgaben. Aber du sahst immer das Richtige vor dir, und du wirst nun die Kraft



haben, es zu erreichen. Wir dürfen keinen Anspruch auf Glück machen, Felician. Das treten wir den Durchschnittsgeschöpfen ab. Uns muß es genügen, so leben zu können, wie es unsere strengste Erkenntnis uns vorschreibt. Das Wissen um unsere Höhe wird uns dafür entschädigen.«

Und Felician antwortete, während er auf die asketisch kahlen Mauerflächen der Häuser sah, die an Ägypten erinnerten:

»Auch mir ist das gewöhnliche Glück nun zu sinnhaft. Ich fühle mich jetzt ganz in deinem Geiste. Ich will mich von allem Körperlichen befreien. Ich habe eine große Sehnsucht nach Leere. Ich will nichts mehr tun, nur noch sinnen. Ich will mich loslösen von meinem Leibe, ihn forttragen, weit fort von mir. Ich liebe dich, wie jene Leere . . .«

Sie standen auf einem steilen Erdhügel. Bläßlicher wurden die Farben der unter ihnen liegenden Stadt. Zäune und Drahtgitter stachen in die Luft. Schwarz hob sich ein dünnes, gekrümmtes Bäumchen von dem hellen Himmel ab.

\* \* \*

Felician konnte es jetzt kaum mehr aushalten, Stella die Nacht über nicht zu sehen. Er küßte sie im Geiste

viele Male. Doch war er in ihrer Gegenwart zurückhaltender, was er sich selbst nicht erklären konnte. Stella war froh darüber, weil es ihr für die hohe Art seiner Liebe bezeichnend schien; aber in seltenen Stunden konnte sie sich nicht beherrschen und bedeckte sein Gesicht mit glühenden Küssen.

Im Hochsommer fuhr die ganze Gesellschaft an die See. In harten grauen Klippen lief hier die Küste in das Meer. Felsen lagen auf dem schmalen grobsandigen Strand. In der Nähe des Landes ragten in beträchtlicher Höhe aus dem Meere die Mastspitzen eines riesigen Seglers, der auf ein Riff geraten und gesunken war. Von allen Teilen des Badeortes waren die fünf schwarzen Mastbäume, von denen einer zur Hälfte geborsten war, zu sehen.

Felician wohnte mit Deutsch in einem Zimmer und stimmte rückhaltlos dessen Theorien zu. Er verlebte herrliche Stunden im Gespräch mit Stella, Weinbaum und Degrés. Er wurde seit langem vollkommen als zu ihnen gehörig betrachtet. Es war ihm, als ob er sich immer nur unter diesen Menschen aufgehalten hätte.

Seit einigen Tagen herrschte große Hitze. Stella holte Felician eines Mittags zum Bootfahren ab. Sie mußten heute unter allen Umständen hinaus aufs Meer. Sie war in den letzten Tagen immer unruhig

gewesen. Die schwüle Luft hielt sie von jeder Arbeit ab. Sie gingen nach der Anlegestelle. Stella warf ihren Kopf ruhelos nach allen Seiten. Als sie über den wenig belebten Strand gingen, produzierte sich dort ein Mann. Er erbat sich von den umstehenden Damen eine Hutnadel und stach sie sich von oben mitten durch die Handfläche. Hinter ihm lag das Meer wie ein flacher gläserner Sarg unter weißem Dunst.

Felician zog sich im Boot Rock und Weste aus. Das halboffene Hemd ließ seine weiße Brust sehen. Langsam ruderte er hinaus, ohne zu sprechen. Stella saß am Steuer. Nun waren sie weit von der Küste, die fast nicht mehr zu erkennen war. Die Hitze stand festgeronnen über dem Meer. Das war grau wie Blei. Wie über Asphalt wurde das Boot geschleift. Hier und da waren die Mastspitzen kleiner, gesunkener Schiffe eingegraben.

Felician ruderte unentwegt und sah Stella vor sich sitzen in einer Luft, die fahl war vor Sonne. Wie unmenschlich heiß es war! So seltsam saß sie da in ihrer dunkellila Bluse, das Gesicht kurz abgehauen. Sah es nicht wie ein Totenkopf aus? Felician durchzuckte dieser Einfall mit Schrecken. Er dachte an allegorische Bilder, wo der Knochenmann hinter jemandem stand, dem es dann bald schlimm ging. Er sprach langsam durch die träge Luft:

»Dein Gesicht ist ein Spiegel entsetzlicher Schicksale« — ohne daß sein Verstand von diesen Worten wußte. Stella lächelte, daß man von ihren Augen nur das Weiße sah.

Hastiger arbeitete Felician mit den Rudern. Schmerzhaft brannten seine Augen in den tiefschwarzen Stellas. Schwer rutschte das Boot vorwärts. Das Meer kochte. Die giftige Mittagshitze war ganz heraufgebrochen und fraß, was ihr in den Weg kam. Die Sonne kreiste gelbglühend um sich selbst. Schweißtropfen standen auf Felicians Stirn, und Stella lächelte immer ein wenig. Er hörte zu rudern auf.

Plötzlich bekam Felician Furcht von irgendwoher. Wie eine blutleere Hülle, Haut, aufgerieben vom Geist, saß sie da! Er zog die Hand zurück, auf die sie die ihre gelegt hatte, und rief — wieder wie in betrunkenem Zustande:

»Sprich doch! Sprich doch! Du sprichst ja so furchtbar wenig! Ißt du auch Brot wie wir? Wo bist du her? . . .«

Stella antwortete nicht. Ihr schwarzer Blick war grau überzogen von bohrender Eindringlichkeit. Er war nackt vor Geständnissen. Beide atmeten in schnellen Rucken. Ihre Hände hatten sich schon

wieder gefaßt.

»Liebst du mich nicht?« fragte sie ohne feste Stimme.

»Wie toll!«

»Warum küßt du mich nicht?« flüsterte sie und riß seine Hand an ihre Lippen. Wie wenn er über Feuer gefaßt hätte — so heiß war ihr Atem.

»Ich dachte nicht daran,« murmelte er. Er küßte sie auf die Stirn und setzte sich wieder auf die Ruderbank.

Die Hitze schwelte in seinem Gehirn und trieb faulende Gedanken aus.

»Es ist so warm.« Und unvermittelt: »Wollen wir baden?« Dem unsinnigen Gedanken, wie auf die Antwort neugierig, nachgehend, rief er: »Zieh dich aus!« Er erschrak sogleich darauf und wußte selbst nicht, wie er das hatte hervorbringen können.

Triebhaft begann sie, ihre Kleider zu lösen. Sie zog die Stiefel aus und löste die Bluse.

Regungslos sah er ihr zu. Halblaut, mit gekrümmten Brauen sprach er: »Es ist ja viel zu heiß, das Wasser.«

Stella zeigte ihr abgründiges und entsagendes Lächeln. Auch Felician zog sich aus. Die Luft staute sich träge.

Als er sie nackt sah, stürzte er zu ihr; zitternd kniete

er vor ihr und flüsterte: »Komm, ich will deine Schauer tragen.« Sein starker, weicher Körper war fast rosa gegen das Fiebergelb ihres schmalen Leibes und ihrer kleinen Brüste.

Sie hatte nicht das Haar gelöst, das den Kopf umkränzte. Ihr Körper ging in das Schwefelgelb der Sonne und des Wassers über. Das Meer stand still.

In der Liebesglut über ihren sterbenden Augen murmelte er: »Es liegt so schwer auf mir.«

\* \* \*

Der Architekt Deutsch studierte seit fünfzehn Jahren das Baufach, ohne daß er bis jetzt einen Abschluß nach außen hin aufweisen konnte. Der einzige Auftrag, den er vor vielen Jahren in einer kleinen Provinzstadt erhalten hatte, war der Bau eines Zeitungskioskes. Dieser wurde bald nach seiner Eröffnung gesperrt, weil die Bürger gegen seine Häßlichkeit protestierten. Deutsch war nämlich der Ansicht, daß die Schönheit eines Gebäudes in seiner möglichsten Zweckmäßigkeit läge, und hatte ein kastenähnliches Bauwerk errichtet. Doch hatten alle maßgebenden Köpfe Deutschs außerordentliche Begabung anerkannt. Der Architekt besaß keinen einzigen seiner früheren Entwürfe, da er alle Arbeiten

entweder vernichtete oder verschenkte. Er liebte keine Erinnerungen an vergangene Zeit. Als Felician ihn einmal darauf aufmerksam machte, daß man doch durch seine Arbeiten einen Überblick über seine Entwicklung und einen Maßstab für den augenblicklichen Standort erhielt, antwortete Deutsch, daß er innerlich genau fühlte, wie weit er wäre. Deutsch kannte keine geregelte Zeiteinteilung für die Arbeit oder das Essen, sondern lebte ganz, wie es seinem augenblicklichen Wollen entsprach. Ein festes Programm für den Tag sei eine äußere Beschränkung — so erklärte er immer wieder — die er den Durchschnittsmenschen überlassen müßte. Über Deutschs Zeitungskiosk wurde unter den Freunden noch jetzt viel gesprochen. Er selbst glaubte in fast allen modernen Bauten gewisse Einflüsse seines Werkes wiederzuerkennen. Täglich fand Deutsch neue Seiten an seinem Bauwerk heraus.

Abends auf dem Zimmer sprach der temperamentvolle untersetzte Mann mit den blonden Haaren sich eingehend über die Psychologie seiner Arbeit aus und beleuchtete seine Stellung innerhalb der Baukunst als der Kultur überhaupt.

Auch die Frauenrechtlerin mit ihrem bebrillten Knaben war für einige Wochen nach dem Badeort gekommen. Doch sie fand wenig Erholung. Sie flog

beständig mit ihrem eilig frisierten, wie gerupft aussehenden Vogelkopf zwischen ihrer Wohnung und der Post hin und her. Die übrige Zeit gab sie ihrem Sohn Unterricht. Wenn sie lachte, sah es aus, als ob sie eine Zitrone auslutschte. In ihrer Einseitigkeit wirkte sie auf Felician manchmal komisch, jedoch nur auf ihn.

Einmal traf Stella ihn in seinem Zimmer dabei, wie er seine Augen aufmerksam vor einem Spiegel untersuchte. Auf ihre Frage, was er täte, antwortete er mit einigen Falten auf der Stirn:

»Ich weiß nicht . . . mir ist aufgefallen, ihr habt alle etwas Gemeinsames in den Augen, so etwas . . . wie soll ich mich ausdrücken . . . etwas Starres . . . Ich wollte sehen, ob ich das auch habe!«

»Seltsam! Von einer ganz ähnlichen Empfindung — ja ich glaube sogar mit gleichen Worten — sprach einmal ein Mädchen, das früher viel mit uns zusammenkam,« erwiderte Stella.

»Wer war das?«

»Sie war bei uns im Bund und ist jetzt im gemäßigten Verein. Ihr Freund, ein Student, und sie haben eigentlich die Trennung veranlaßt. Ich schätze sie übrigens, obwohl ich nicht mit ihr übereinstimme.« Felician war neugierig auf sie. Und es blieb seitdem



eine kleine Gespanntheit auf jenes Mädchen in seinem Unterbewußtsein.

Wenn er nicht bei Stella war, ging er mit Weinbaum und Deutsch über den hohen felsernen Wall, der mit burgartigen Gebäuden bestanden war, zur Seite das Meer, das am Horizont dunstete. Zuweilen war auch Degrés dabei. Weinbaum ging, wie immer in seinem schwarzen Gehrock, den Kopf nach vorn gestoßen, und brach oft ganz unerwartet mit einer neuen, die Dinge tief erpackenden Zusammenstellung hervor. Er und seine Freunde hatten sich in letzter Zeit auf das Studium der Naturwissenschaften geworfen. Während Deutsch mit hartem, fast gleichgültigen Eifer, Degrés mit spöttischer Befriedigung die Hüllen von den Dingen zogen, wühlte in Weinbaum jeder Schritt tiefer in das Geschehen stets von neuem sein Inneres auf, und unter Erschütterungen des ganzen Körpers gelangte jede neue Erkenntnis in sein Blut.

Felician hörte hierbei allerlei Psychologisches, was er bis dahin noch nicht gewußt oder doch nicht beachtet hatte. Daß man alte Bekannte oder Erinnerungen gern habe, beruhe darauf, daß sie keine Störungen im Gehirn verursachten, sondern eine bereits ausgeweitete Bahn entlang glitten. Des Bürgers Veranlagung sei eine bequeme, er will nur bekannte Dinge in seinen Kopf einfahren lassen. Das sei das

Wesen des Konservativen. Das Temperament, die elastische Jugend aber lechzte nach Störungen. Er erfuhr davon, daß himmelstürmende Begabungen mit dem Versagen des Genitalapparates erloschen seien, und daß manche Talente nur in einer besonderen Assoziationsfähigkeit des Hirnes ihren Grund hätten. Felician fühlte eine rechte Entmutigung, wenn er so alle menschlich-wertvollen Erscheinungen auf eine körperliche Ursache zurückführen hörte. Die Ideale seines Lebens waren mit einem Schlag entwertet. Schließlich sagte er einmal schmerzgedrückt:

»Ich will ja die Richtigkeit eurer Ansichten nicht bezweifeln. Aber ist es denn durchaus notwendig, von allem die Haut herunterzureißen, daß man das rohe Fleisch sieht?«

Die Freunde waren erstaunt. Deutsch sagte: »Es ist doch eine Tatsache, die nun hinreichend klar ist: Alle schönen Eigenschaften, die wir der Welt beilegen, sind klein-menschlich und im Grunde unsinnig. Die Welt ist Materie und macht chemische Veränderungen durch. Ihr darüber hinaus noch Wunderbares anzudichten, ist sentimental.«

»Ja, ja,« rief Felician, »es wird schon richtig sein: Wir *sind* Säugetiere, alles Hohe ist nur eine Vereinbarung unter Menschen und existiert nicht

tatsächlich — aber was habt ihr von solchen Feststellungen?«

»Was wir davon haben?« fragte Weinbaum. »Ist Wissenschaft etwas, das sich bezahlt machen muß wie ein gutes Geschäft?«

Felician schwieg. Dann sagte er leise und unsicher:

»Was bleibt denn noch übrig an Schönem, wenn alles wissenschaftlich begründet ist . . .«

Er ging eine lange Nacht brütend im Freien umher.

Er fragte vorsichtig Stella, ob sie jene Wissenschaften, die schonungslos alles aufdeckten, als den Menschen unerläßlich erachtete.

»Warum sollte man die Augen schließen vor den Ergebnissen des Geistes?« antwortete sie verwundert. »Menschen und Ziele unserer Art können durch irgendwelche Erkenntnisse nicht in Zweifel gestellt werden.«

An anderen Tagen war er wieder vollkommen der Meinung der anderen und er verstand sich selbst nicht, wie er so bürgerlich und gewöhnlich hatte denken können.

Es kam vor, daß er Stella aus seinem früheren Leben erzählte, was sie im allgemeinen nicht gern hörte, und auch von Gertrud sprach. Ob die ihn geliebt hätte? »Oh, sehr,« versicherte Felician; und was ihn

selbst anbeträfe, könne er, wenn er die Erziehung und das jahrelange Leben in dieser Umgebung berücksichtigte, seine Neigung für Gertrud wohl verstehen.

Überhaupt dachte er jetzt öfters an die Heimat. Er war ja froh, daß er sie ein für allemal hinter sich hatte. Aber auch sie hatte ihre guten Seiten für ihn gehabt. Zu Hause war alles gleichsam wärmer gewesen. Jene Menschen waren mit diesen hier natürlich, was Bedeutung anlangte, gar nicht zu vergleichen. Aber Gertrud zum Beispiel hatte manches, was Stella fehlte. Neulich hatte diese, als er während einer Unterhaltung über eine wissenschaftliche Frage eine liebevoll-scherzhaftige Zwischenbemerkung zu ihr machte, sehr ernst geantwortet: Das gehöre nicht in die Diskussion. Hier war alles sachlich und streng. Gewiß, ganz so, wie er es liebte. Aber es war doch am Ende recht anstrengend.

In solchen Stimmungen mied er Stella. Sie schenkte diesen schnell vorübergehenden Launen keine Beachtung. Er widmete sich jetzt mehr dem leichten Strandleben, das er immer geliebt hatte. Doch konnte er eine gewisse Unruhe nicht beschwichtigen. Sie zeigte sich, wie stets bei ihm, in dem schnellen Wechsel der Menschen, mit denen er zusammenkam.

Als er einmal allein zwischen den Felsen am Meer gesessen hatte, zwang es ihn plötzlich, sich umzudrehen. Da sah er Degrés} blankes kahles Gesicht, der ihn hinter einem Stein hervor schon eine ziemliche Zeit beobachtet haben mußte. Felician dachte unangenehm berührt, fast schuldbewußt, schnell nach, was er für ein Gesicht gemacht hatte. Degrés brachte das Gespräch offen unvermittelt auf seinen Konkurs. Er erzählte Felician, sein Bureaufräulein, dessen Ersparnisse mit verloren gegangen waren, sei nun das Verhältniß eines reichen Geschäftsmannes geworden, der ihr eine Stellung in seinem Bureau angeboten hatte, obwohl sie eigentlich verlobt gewesen sei. Felician merkte deutlich, daß Degrés dies mit besonderer Absicht gerade ihm erzählte. Er glaubte ein spöttisches Lächeln der Neugier, wie die Mitteilung auf ihn wirken würde, hinter Degrés} kalten Zügen zu sehen. Er spürte etwas wie Haß gegen diesen hochmütigen Mann.

\* \* \*

Im Herbst fuhr die Gesellschaft wieder in die Stadt zurück. Stella und Felician hatten die Absicht gehabt, zusammenzuziehen; aber da Stella Madeleine jetzt nicht allein wohnen lassen wollte, standen sie davon

ab. Übrigens war Stella die völlige Unabhängigkeit ganz angenehm.

Madeleine wurde immer stiller und schmaler. Sie wollte nie allein bleiben und hielt oft lange Stellas Hand, ohne zu sprechen. Sie nahm ihre Bücher mit ins Bett, wie sie scherzhaft sagte, um Gesellschaft zu haben.

Felician sah sie eines Abends auf einem Feld vor der Stadt auf einem der herumliegenden Balken sitzen. Hinter ihrem Antlitz war das Gelb des Sonnenunterganges reich hingelegt. In dem zarten Stumpfblau ihrer Augen, die gläubig in die Ferne blickten, strahlte es golden. Ihr Profil mit den gewellten Haaren drängte sich sanft vor. Auf der pastellfarbenen Wange glänzte der haarfeine Flaum. Felician ging, ganz voller Zärtlichkeit, die Mitleid enthielt, auf sie zu und küßte ihr viele Male die Hände. Es war eine seiner weichen Stunden, in denen er den Freunden auswich. Er nahm sich vor, mit Stella über sie zu sprechen. Es war ihm unmöglich, weiter tatenlos zuzusehen.

Er sagte: »Stella, siehst du denn nicht, daß es mit ihr nicht gut ausgeht? Empfindest du nicht, daß es grausam ist, wenn du deinen Einfluß hier weiter ausnutzt?«

»Ich sehe es, aber ich kann ihr nicht helfen.«

»Stella, sei nicht unmenschlich, ich bitte dich! Sage ihr, daß du deine Ansicht geändert hast. Daß du es doch richtiger findest, ein wenig Glück zu haben. Laß sie an ihren Bildhauer schreiben, er wird zu ihr kommen, und sie wird wieder ein Mensch werden. Ich selbst möchte es ihr sagen . . .«

Sie fuhr in die Höhe: »Wenn dir an mir gelegen ist, so wirst du das nicht tun!«

»Bitte, ich werde es nicht tun, aber ich muß dir sagen, daß du herzlos und unverantwortlich handelst!« rief auch er erregt. Dann fuhr er sanfter fort, und während er sprach, geriet er wieder in seine gütige Stimmung, die er meist hatte, wenn er von Zweifeln und von Nachdenken abgearbeitet war.

»Es wird ja viel hingesprochen: die Liebe ist das Schönste und ewig und so weiter. Aber als ich neulich Madeleine sah, habe ich erst recht empfunden weshalb. Die Liebe bleibt ein Sinn des Lebens, wenn man an nichts mehr glauben kann. Sie kann nicht umgestoßen, nicht zweifelhaft werden, wie unsere philosophischen Überzeugungen mit der Endung ismus. An eine Liebe kann von außen wenigstens nichts rütteln, weil es eine Sache zwischen uns Menschen ist. Mag bei Madeleine auch nicht alles

nach der geistigen Vorschrift stimmen — mein Gott, es ist eben wirklich das Letzte, was der Mensch hat, ein wenig Liebe . . .«

»Ich werde an dir irre, Felician!« rief Stella drohend. »Deine Liebe ist eine Versicherung der Menschen auf Gegenseitigkeit für ihre Schwächen. Sie hat nichts mit meiner freien Seelenwahl zu tun. Merke dir, in dem Augenblick, wo wir uns nach den Umständen richten, geben wir klein bei.«

Stella betrüben solche Reden doppelt. Das Schicksal Madeleines schmerzte sie tiefer, und an Felician mußte sie zweifeln. Aber sie sagte sich dann, daß er so sehr von Stimmungen abhängig sei. Tatsächlich konnte er zuzeiten ganz anders sprechen. Auch kam es vor, daß er bei einem strittigen Punkt nach langer Diskussion die Arme in die Höhe warf und ausrief:

»Also ich kann mich zu keiner Meinung entscheiden! Es steht so viel dafür, aber eben so viel dagegen.«

Degrés empfahl jetzt meist, wenn Felician Einwendungen machte, nach einigen Erwiderungen, sich in der Besprechung nicht aufhalten zu lassen.

Madeleine saß auf ihrem Bett im Turmzimmer und zog sich aus. Stella arbeitete noch an einem Fenster an



der Lampe. Langsam legte Madeleine ein Stück der Kleidung nach dem anderen auf den Stuhl, die kleinen Dinge auf ihr Nachttischchen. Ab und zu hielt sie an und freute sich an den Linien, die das Geschnürtsein gab, oder an der schimmernden Durchsichtigkeit der seidenen Strümpfe. Sie löste ihr kompaktes Haar. Als sie im Hemd war, zog sie die Knie hoch, schränkte die Hände um sie und sann vor sich hin. Das Hemd war oben den Saum entlang durchbrochen und ließ die zarte Haut der weichen, lebenden Brust sehen. Dann begann sie ihr Haar, das kastanienfarben war und zuweilen etwas rötlich blinkte, zu streicheln. Sanft und leise strich sie darüber und fuhr bei jeder neuen Berührung ein wenig zusammen. Da hörte sie Stella: »Was tust du, Madeleine?«

Madeleine sagte lächelnd, ganz voller Glück:

»Ich denke, es ist sein Haar. Es ist nämlich auch sehr lang.«

Sie saß noch lange so, bis Stella sie mahnte.

Da legte sie sich mit starren, trockenen Augen in das Bett.

Stella trat auf sie zu. Sie nahm den Kopf der Freundin und drückte ihn mit großer Liebe an sich. Sie legte die Hand auf Madeleines schöne, geschwungene Brust. Darunter pochte jetzt das Herz

erschreckend schnell. Und aus den ganz kleinen Erschütterungen, die aus des Mädchens hemdumschmiegem Körper wie Zittern brachen, merkte Stella, daß sie weinte, ihr verhaltenes, keusches, so unglückliches Weinen. Und überwältigt flüsterte Stella, in großer Angst abwehrend: »Nicht, mein Liebling, nicht.«

Madeleine schief ein, die Hände Stellas um sich fühlend. Die dachte: Wie eine arme kleine Motte flattert sie um mich, das heiße, heiße Feuer.

Immer sah Madeleine aufmerksam um sich, wie ein zartes Wild im Walde. Aber immer ruhiger wurde sie. Einmal traf ihre Großmutter sie auf der Straße. Die schrie vor Schreck auf, als sie ihre Enkelin so elend und krank sah. Sie schalt auf Madeleines Verkehr und nannte sie eine Dirne, weil sie glaubte, daß ihr schlechtes Aussehen von ihrem ausschweifenden Leben mit der Künstlergesellschaft herrühre. Als sie sogar mit der Polizei drohte, entfernte sich Madeleine schweigend in ihrem schweren Gang, der an den einer Schwangeren erinnerte. Sie legte sich jetzt schon oft nachmittags zu Bett. Nicht um zu schlafen, sie fühlte sich in den bauschigen Kissen wohler. Es war dort alles weich. Es ließ sich gut dem allmählichen Sinken des Tages zuschauen.

Wenn Stella nicht da war, saß sie oft stundenlang unbedeckt im Bett und sah an ihrem weißen, müden Körper entlang. Sie tastete mit den flachen Händen ihren Leib hinunter bis an das zarte Gekräusel der Scham. Sie spielte mit den Brüsten, die herrenlos in alabasternen Rundungen träumten, wie mit kleinen Kindern. Am komischsten fand sie immer den Nabel. Sie maß mit einem Meterband die Länge der schwellend gebogenen Schenkel von dem Punkt, wo sie sich trafen, bis zu der holperig-weichen Kniescheibe und verglich die Zentimeterzahl mit der der trägen geglätteten Beine. Sie ließ die fein gedrechselten Zehen, die wie weißseidene und rosabehelmte Puppenfigürchen auf dem schlank gemeißelten Aufbau der Füße saßen, miteinander Turniere ausfechten und sich zunicken. Dazu legte sie Armbänder um die Fußknöchel, steckte ihre Ringe an die Zehen und wand um die Brüste spiralförmig dünne goldene Ketten. So wartete sie und betrachtete andächtig und lange jeden Gegenstand im Turmzimmer, bis der vergehende Tag ihren Körper stumpfglänzender tönte, und nur noch Gold, Emailleweiß und ihr Augenblau durch die Dämmerung leuchteten. Wenn es dunkel war, kam Stella.

Felician und Stella waren durch die fortwährende Müdigkeit der Freundin beunruhigt. Felician schlug

vor, den Arzt zu Rate zu ziehen, der in der Versammlung über die medizinische Wissenschaft gesprochen und einen sehr intelligenten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er sagte sich, ein Mann, dem eine Sache so viel sei, daß sie ihm sogar Selbstzweck werde, sei der geborene Wissenschaftler und müsse Großes leisten.

Felician wollte den Herbst noch ausnutzen, um etwas Sport im Freien zu treiben. Er glaubte, sich hierdurch von den unerquicklichen Gedanken ablenken zu können, die ihn in Gegenwart seiner Freunde immer öfter heimsuchten. Er spielte eine Zeitlang mit einigen anderen Bekannten Tennis, stellte es aber bald ein, da Stella nicht mittat. Trotzdem die Gespräche mit Stella und ihren Freunden ihn immer mehr aufwühlten und zerrissen, zog es ihn unwiderstehlich stets wieder zu ihnen.

Der Freunde hatte sich ein Eifer für Psychologie bemächtigt, der fast Manie zu nennen war. Jede Regung im Menschen wurde auf ihre substantiellen Ursachen im Körper zerlegt. Einer in der Gesellschaft hatte kaum etwas gesagt, so bewies ein Zuhörer, daß diese Anschauung auf etwas Dahinterliegendes zurückzuführen sei. Sie legten das automatische Funktionieren hinter der Seele bloß. Der körperliche Mut wäre nichts Heroisches, sondern spräche nur für

die Kurzsichtigkeit des Mutigen, der die Gefahr nicht bewußt übersieht. Täte er das wirklich, hätte er Hemmungen. Die meisten Menschen tun das Gute nicht um seiner selbst willen, sondern um das Bewußtsein des Gutseins Achtung vor sich haben zu können. Felician beschwor sie oft innerlich, aufzuhören, doch getraute er sich nicht, es auszusprechen. Degrés erriet in solchen Fällen meist seine Gedanken und holte dann stets von neuem aus. Der Maler brachte jetzt häufig einen jungen Kollegen von siebzehn Jahren mit, der schon sehr bekannt war. Er porträtierte die Menschen mit so tiefem, die innersten Zusammenhänge aufdeckendem Blick, daß niemand mehr gutwillig von ihm gemalt werden wollte.

Eines Nachts waren alle im Café. Man sprach über die Frau im allgemeinen. Felicians Meinung, daß die Frau etwas ganz anderes wäre als der Mann, eine Kategorie für sich, erfuhr hier einen Stoß. Die Grenzen zwischen Mann und Frau verwischten sich. Beide Geschlechter hätten eine gewisse Anzahl männlicher und eine gewisse weiblicher Bestandteile in sich. Weinbaum erklärte, daß in Frauen, die wirklich Frauen sind, sich alles um das Geschlecht gruppiere, daß ihr ganzes Sein nur eine Vorbereitung zum Geschlechtsakt und zum Muttersein wäre. Ihre

einzig Bestimmung sei der Mann und das Kind. Nie könne sie aus diesen natürlichen Grenzen trotz aller Anstrengungen heraus.

Das drang Felician sehr schmerzhaft in sein Blut. Frauen waren ihm immer das auf der Erde gewesen, was noch am meisten Verbindung hatte mit einer höheren Welt. Und dieses einzig wirklich lebende Unterpfand für sein Bedürfnis nach Glauben und Schimmer sollte ihm nun auch geraubt werden? Er hatte natürlich schon früher über den Wert der Frau nachgedacht, und Zweifel hatten ihn nicht verschont. Er sah wohl, daß das Weib zum objektiven Schaffen im Durchschnitt nicht befähigt war. Aber sollte dieses »Schöpferische« den alleinigen Maßstab für den Wert abgeben dürfen? Ist nicht das Sein, das tägliche Tun das, worauf es letzten Endes ankommt? Und dieses einfache Sein empfand Felician bei den Frauen als wertvoll, ja oft als wertvoller als beim Mann. Und nun wollte man ihm die Frau zum Geschlechts- und Muttertier erniedrigen. Sein Innerstes beehrte dagegen auf. Er rief:

»Ihr wertet die Frauen nach euren Männerköpfen, verlangt von ihnen das, was ihr bei uns selbst seht. Wie aber ein Sonnenuntergang von innerlichster Schönheit, eine Pflanze edel ist, so ist die Frau wertvoll.«

Man antwortete ihm: »Wodurch *beweisen* die Frauen ihren Wert? Was haben sie geleistet?«

Er versuchte ihnen seine Meinungen klar zu machen. Objektive Beweise könne er nicht anführen. Aber das sei ja nach dem Standpunkt, den er hätte, auch nicht möglich. Denn jede Äußerung, auch die geringste, zum Beispiel in der Sprache, entspräche nicht der auf ledigliches Dasein angewiesenen Natur der Frau. Man könne nur fühlen, daß das frauliche Prinzip in allem Entstandenen immer notwendig gewesen und wertvoll sei.

Man war sich einig, daß Felician mit seiner Mystik ohne Beweise sich lächerlich mache. Der nahm nicht mehr am Gespräch teil und saß verstimmt am Tisch. Bald ging die Frage ihm von neuem durch den Kopf. Vielleicht hatten jene doch recht? In seinem Innern widersprach er nun nicht mehr so sicher der Behauptung Weinbaums. Ja, ja, Beweise mußte es wohl für jede Sache geben. Vergebens sagte er sich unzählige Male, daß er selbst Frauen gekannt habe, die keinesfalls nur auf Muttersein und Liebe beschränkt waren. Stella selbst war ja das beste Beispiel. Aber die Ausnahmen nützten nichts. Die harten Worte hatten sich in ihm festgesetzt; er konnte sie nicht mehr aus sich herausreißen. Als sie nach Hause gingen, glaubte er alles, was er gehört hatte.

Den nächsten Tag schloß er sich in sein Zimmer ein und lag grübelnd auf dem Sofa. Am Abend kam Stella, um ihn zu einem Vortrag über »Wissenschaft als Weltanschauung« abzuholen.

»Ich komme nicht mit,« rief Felician. »Ich brauche nicht alles zu wissen!«

»Vielleicht gehst du inzwischen in den Kinematographen,« bot sie ihm mit scharfem Spott an, der verriet, wie sehr sie von seiner Weigerung getroffen wurde.

Felician blieb eigensinnig auf seinem Sofa:

»Ich pfeife auf eure Wahrheitsucherei! Ich will keine Wahrheit!«

»Schweig doch! Schweig doch, bitte!« rief sie. In ihrer Stimme lag ein so verachtungsvoller Ton, daß er niedergeschlagen bat: »Stella, ich muß doch an die Menschheit glauben können!«

Sie wurde mitleidig:

»Mein lieber Felician, es ist gut so, daß unser Jahrhundert auch die Frauen nüchtern betrachtet. Durch eure Erhöhungen erniedrigt ihr sie eigentlich nur. Empfindest du nicht, daß dieser Minnesängerstandpunkt sie zu Dingen macht? Ihr weist den Frauen eine Stellung an, in der ihr sie in beschämender Weise von jeder Vergleichsmöglichkeit



abschließt. Sind die Frauen tatsächlich ein wertloses Geschlecht, wohlan, so ist die Aufgabe, sie höher zu führen. Auf jeden Fall aber wirst du dich daran gewöhnen müssen, das Weib so zu sehen, wie es tatsächlich ist.«

»Das will ich aber nicht,« schrie Felician, beinahe angstvoll. »Ich sollte eigentlich Arzt werden, aber ich sträubte mich dagegen. Wenn ich viele Frauen als Patientinnen so genau kenne, wie die Ärzte — was werden sie mir anderes sein, als anatomische Objekte, an denen man etwas beweisen kann? Was werden mir dann noch die sanft ansteigenden, mir so fremden Brüste sein? Was die zärtlich kühne Buchtung der Hüften? Ich *will* die Frau nicht so sehen, wie sie ihr Frauen sieht und wie sie der Arzt sieht.« Und langsam setzte er hinzu: »Ärzte *müssen* ja Zyniker werden.«

Stella wollte allein gehen. Aber ihre Traurigkeit genügte, um Felician mit ergebenem Gesicht nach sich zu ziehen.

Andere Male fragte Stella ihn bei solchen Gesprächen:

»Warum mußt du denn immer an alle möglichen Dinge *glauben* können? Ich verstehe das nicht.«

»Um glücklich zu sein!«

»Felician, erinnerst du dich nicht, daß dies kein Ziel

für uns sein sollte?«

Er wurde resigniert.

»Ja, du hast recht, Stella, wir brauchen nicht glücklich zu sein, und wir dürfen es nicht. Wir sind ja nicht nur Menschen. Wir sind die Vertreter unseres Wollens — was kommt es auf den Menschen in uns an!«

Dann sah Stella wieder, daß er der war, für den sie ihn gehalten hatte.

Die Stunden der Schwäche mehrten sich. Er wollte sich bei den Gesprächen der Freunde oft die Ohren zuhalten; aber er mußte hören und darüber nachdenken und sich quälen.

»Ihr entblättert mir die Welt!« rief er. »Man ist jung und will sie grün und hell haben.«

Da antwortete Stella:

»Und schätzt du das unsagbare Glück, das der Geist gibt, für nichts? Kennst du nicht die tiefe Befriedigung des Erkennens, gleichgültig mit welchem Resultat, des Erkennens um seiner selbst willen?«

Und Felician wurde von der Gewalt ihres Wesens mitgerissen und verschrieb sich Stella mit Leib und Seele. Er schwor unter Verachtungsrufen auf sich selbst, sich nie wieder von jenen unwürdigen Stimmungen unterjochen zu lassen, die ihm nun als

Ausflüsse eines bürgerlichen Bedürfnisses nach Behagen erschienen. Unter heißen Umarmungen, die den neuen Bund befestigten, flüsterte Stella: »So sicher wie ich weiß, daß ich dich liebe, so weiß ich, daß meine Liebe dich richtig erkannt hat und dich dahin gelangen lassen wird, wohin wir uns sehnen.«

Doch Felician sah, daß er sich diesem strengen Leben nicht werde fügen können. Da er gleichwohl der Meinung war, Stella und ihre Freunde hätten recht, sie wären Menschen wie sie sein sollten, schämte er sich seiner Schwächen und suchte sie zu verdecken. Hierdurch erhielt sein Verhältnis zu Stella eine bis dahin ungekannte Nuance der Unwahrheit. Er wollte seine sinkende Sicherheit ihr und den Freunden gegenüber auf anderen Gebieten wieder ausgleichen. Er ging vorsichtig jedem Thema aus dem Wege, in dem er nicht ganz fest war, ja er bereitete sich zu Haus zu einem Gespräch vor und streute das soeben Gelesene, geschickt Nachdenken vortäuschend, in die Unterhaltung. Er trug stets neue, stramm geschnürte Stiefel, ein Mittel, das er schon in früheren Jahren angewandt hatte, um die Sicherheit seines Auftretens zu erhöhen. Er mied eine Sitzung, deren Programm ihn vermuten ließ, daß er die Erörterungen nicht ohne Aufbegehren ertragen hätte, um sich in Stellas Augen durch Widersprechen nicht herabzusetzen, und erlog

einen triftigen Grund der Abhaltung.

Nachdem er einmal damit angefangen hatte, griff er immer öfter zu solchen Mitteln. Er fürchtete Stellas abfälliges Urteil in irgendeiner Kleinigkeit, und ihre scharfen Worte ließen ihn in Wut gegen sie geraten. In dieser sann er ohnmächtig auf Gewaltmaßnahmen, wie er ihre Achtung vor sich vergrößern könnte. Gleichzeitig aber wurde in ihm Haß gegen sie laut, gegen sie als Veranlassung, daß er so erniedrigende Auswege gebrauchte. Dieser Haß wurde noch genährt durch ihre unanrührbare Festigkeit und durch das Bewußtsein seiner Abhängigkeit, die er nicht durchbrechen konnte. Um ihr die Sicherheit wenigstens in ihrem persönlichen Verhältnis zu ihm zu nehmen, hatte er versucht, Verliebtheit für Madeleine spielend, Stella eifersüchtig zu machen. Er dachte sogar daran, sich einmal in Begleitung einer zweifelhaften Dame zu zeigen.

\* \* \*

Alfonse Degrés war nach seinem Konkurse auf folgende Weise zu einem kleinen Vermögen gelangt. Er lernte einen jungen Menschen aus guter Familie kennen, der sein Freund wurde und stark unter seinen Einfluß geriet. Einstmals stürzte dieser junge Mann in

höchster Aufregung zu ihm, vertraute ihm an, daß seine Freundin ein Kind zu erwarten hätte, und fragte, was er machen solle. Degrés riet ihm, entweder zu bewerkstelligen, daß irgendein guter Freund gleichfalls mit dem Mädchen verkehrte, damit die Unsicherheit der Vaterschaft die Alimentenzahlung ausschließe — er selbst biete sich gern dazu an —, oder er solle zu einer in diesen Dingen erfahrenen Frau gehen. Der Jüngling tat das letzte. Seit dieser Zeit deutete ihm Degrés in gewissen Abständen und mit dem Hinweis auf die Folgen einer Anzeige an, daß er dringend Geld benötigte, wobei er den jungen Mann damit tröstete, daß er im Vergleich zu den Kosten der Vaterschaft immer noch spare. Diese Einnahmequelle war vor kurzem dadurch versiegt, daß der Jüngling, völlig ausgepumpt, das Zeitliche gesegnet hatte.

Degrés lebte damals mit einem Mädchen zusammen, welches in einem verrufenen Nachtrestaurant angestellt war. Es war bekannt, daß er einen Teil ihres Verdienstes für sich verwandte. Er verbrachte seine Abende meist in jenem Lokal. Als er einmal auf dem Wege dorthin war, stieß er auf Stella und Felician.

»Dürfen wir mit?« fragte der. Es kamen Tage, an denen er beim bestem Willen nicht wußte, was er mit Stella sprechen sollte. Alles wurde ihm zu ernst bei

ihr. Auf dem Wege erzählte sie:

»Heute nachmittag ist Madeleine über einem Buch fest eingeschlafen. Ich hätte sie nicht geweckt, wenn sie mir nicht gesagt hätte, daß sie das Buch heute zu Ende lesen wollte; es war noch nicht halb aufgeschnitten. Sie schreckte hoch und entschuldigte sich vielmals ganz verwirrt.«

Sie waren in dem langgestreckten Lokal angekommen, das in der Nähe der großen Markthallen lag. An den Wänden entlang standen Tische und schwarze, lederüberzogene Bänke, die mit lachenden Männern und Frauen besetzt waren.

In einer Ecke arbeitete die Kapelle: ein dicker, müder Mann fingerte die Gitarre, vor dem Klavier saß ein fast unbewegter Rücken; es war klar, daß es die Kapelle nichts anging, wenn sich die Gäste amüsierten. Nur ein junger Mensch sang mit einer etwas unmotivierten Freudigkeit die üblichen Couplets. Weinerhitze Mädchen mit dunkel getönten Augen liefen herum oder saßen auf dem Schoß von bärtigen Herren mit längst verheiratetem Aussehen.

Degrés holte seine Freundin an den Tisch, ein kleines, schmalwangiges Mädchen. Auf seinem rein und grau gemeißelten Gesicht war der feine Mund sorgfältig rot nachgezeichnet. Stark markierte Augen

sahen grau verschleiert und zurückgezogen wie in beständiger Wollust. Françoise scheint immer zu spielen. Sie antwortet in einer gleichgültigen Art sinnlose und komische Dinge, in denen sich, wenn auch kein logischer, so doch irgendein anderer Zusammenhang findet. Stella interessiert sich bald für das Mädchen. Sie meint in ihr gewisse Spuren für das Verständnis sittlicher Forderungen zu finden. Françoise nennt Degrés nur »das lange Ferkel«. Sie spricht immer in einer Art, die vermuten läßt, daß sie Bekannte von sich parodiert. Sie nimmt Ton und Redensarten eines Abgeordneten in einer Volksversammlung oder eines tränenseligen Pastors an. Sie will keine Zigarette nehmen, weil sie sagt, vom Rauchen bekommen die Mädchen einen Bart. Nur Stella gegenüber wird sie fast schuldbewußt und hört, sie aufmerksam ansehend, zu.

Felician hat sich zuerst zu ihr gesetzt, aber nach kurzer Zeit langweilt er sie, und sie antwortet ihm nicht mehr. Nun sitzt sie bei Stella und gibt Auskunft auf deren Fragen nach ihrem Leben und fragt selbst, ohne jedoch das Treiben im Lokal aus den Augen zu verlieren.

Einige Gäste scharwenzeln herum, fassen die Dirnen, um sie zu erschrecken, plötzlich von hinten um die Brüste oder schlagen den apathischen

Gitarrenspieler auf den fetten Bauch. Eine dicke Kleinnasige mit aufgeworfenem Busen weint immer in kurzen Abständen, daß ihr rötlich angeheitertes Gesicht schmutzig wird. Der Wirt, ein hartäugiger, polizeierfahrener Kerl, schimpft und stößt sie.

Stella redet zu Francoise von der Reinheit des Körpers. Sie bittet jene herzlich darüber nachzudenken. Stella betont, sie sähe, sie spreche mit keiner gewöhnlichen Dirne. Wie sie dazu gekommen wäre? Ob sie von ihren Eltern, wie es gewöhnlich zu sein pflegt, nach einem sogenannten Fehltritt verstoßen worden sei?

Francoise findet offensichtlich Stellas Ausführungen sehr interessant. Wie sie dazu gekommen ist, weiß sie beim besten Willen nicht mehr. Sie hätte überhaupt so ein schlechtes Gedächtnis, ob Stella ihr das nicht ansähe? Ein Psychologe hätte ihr das einmal sofort gesagt und Stella wäre doch auch sicher so etwas Ähnliches. Mit den Eltern stehe sie sich übrigens ausgezeichnet. Sie kämen oft hierher, heute besuchten sie jedoch die andere Tochter. Dann verliert sie sich in allerlei seltsame, meist grausige Erzählungen, die sie selbst erlebt haben will. Als Kind hätte sie die Gewohnheit gehabt, allen Puppen die Augen auszupieken. Einmal hielt sie einen Säugling, der ohne Bewegung in einem niedrigen Wagen lag, für eine



Puppe und stach ihm mit einem kleinen Stöckchen durch ein Auge. Das Kind hätte furchtbar geschrien, da sei sie schnell weggelaufen und von der herbeigekommenen Amme auch nicht mehr eingeholt worden. Die Situation erläuterte sie durch ein großen Schrecken spielendes Gesicht.

Die dicke Kleinnasige weint wieder. Sie nimmt einem Provinzler das Sektglas vom Tisch und trinkt es fast aus, während er sie, eingedenk der teuren Preise, mächtig am Arm zerrt. Als sie nicht mehr trinken kann, gießt sie ihm den Rest schnell über den Kopf.

Stella predigt Françoise von ihren Überzeugungen in sexueller Hinsicht. Auch Françoise müsse allmählich so denken lernen. Es sei unsäglich schade, wenn ein so intelligenter Mensch, wie sie, nicht danach handle. Sie streichelt Françoise und bittet sie, hierher nicht wieder zu gehen. Die willigt ein. Auch müsse sie versprechen, mit Degrés nicht mehr zusammenzukommen. Denn der würde zweifellos schlecht auf sie wirken. Françoise verspricht sofort und leichten Herzens, »das lange Ferkel« solle ihr nicht mehr vor die Augen kommen.

Da der Wirt nicht duldet, daß die Mädchen lange an demselben Tisch sitzen, und besonders nicht bei Frauen, steht Françoise von Zeit zu Zeit auf. Sie geht

schwatzend von einem zum andern. Sie findet es nett, immer neue Leute kennen zu lernen. Aber am liebsten trägt sie eins ihrer zweideutigen Lieder vor, wobei man nicht weiß, ob sie etwas von dem Doppelsinn gemerkt hat. Sie streicht mit den Händen an ihren Hüften hinunter, geht ein paar Schritte vor, ein paar zurück und singt dabei ihre einfachen aber schlüpfrig andeutenden Verse. Beim Zurücktreten hebt sie die Hände ein wenig wie flehend und bedeckt die glanzlosen grauen Augen mit schwarzen glatten Wimpern. Den Refrain wiederholt sie mit sonderbar metallener Stimme. Cousine, cousine . . . immer neue Strophen beginnt sie.

Fast alle Gäste sind betrunken. Sie greifen nach Dirnen, nach den eigenen oder nach fremden Frauen. Die Männer halten sich ihre Frauen gegenseitig hin. Die Frauen, ohne selbst zu handeln, sind überall willig. Jahrelange Beziehungen werden im Augenblick verschluckt von den gierigen Sinnen. Es ist, als ob das in Jahrtausenden Erreichte in einer Minute hinfällig wird. Und Felician denkt, während in ihm das Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Menschen zusammenstürzt: Auch Stella muß irre werden an ihrer Arbeit.

Die aber nimmt Françoise das Versprechen ab, sie schon morgen zu besuchen, und in ihrem Gesicht liegt

der Ausdruck, den Felician kennt: der erscheint, wenn sie glaubt, daß ihre Idee weitergedrungen ist, ein Ausdruck, der gemischt ist aus Resignation und ein wenig Befriedigung und dem Bewußtsein weiterer ruheloser Arbeit.

\* \* \*

Als Stella und Felician fortgegangen waren, hatte Madeleine ihr Buch auf die Erde fallen lassen. Mit Anstrengung zog sie sich aus. Als sie ihren abgemagerten Körper sah, erschrak sie etwas und sann, wohin das führen sollte. Aber als sie, tief in die Kissen gebettet, überall sanft umhüllt war, ließ das augenblickliche Wohlbefinden alle beunruhigenden Gedanken verschwinden. Sie war sehr matt, aber irgend jemandem dankbar, daß sie so still liegen konnte, im Halbdunkel in dem Turmzimmer, in dem ihr alles vertraut war. Sie kannte jeden Gegenstand und seine Lage so gut, daß sie ihn auch im völligen Dunkel sah.

Madeleine klingelte nach der Wirtin, einer willigen, älteren Handwerkerfrau. Von der ließ sie sich erzählen, wie es ihrer Tochter ginge, die verlobt war. Sie fragte, wie jene sich als Braut fühle, wann die Hochzeit sei, und wie viele Kinder Jeanette haben wolle.

Bevor die Frau ging, ließ Madeleine sich ihren Schubkasten aus der Kommode neben das Bett stellen.

Als sie wieder allein war, packte sie die Briefe des Bildhauers aus, die, nach der Zeit geordnet, mit blauen Bändchen zusammengebunden waren, und alle Photographien, die sie von ihm hatte. Jeden Brief nahm sie aus dem Umschlag, besah ihn und erinnerte sich der Stunde, in der sie ihn erhalten hatte. Dann bekam sie einen Einfall. Sie ordnete die Schreiben nicht nach der Zeit, sondern nach dem Grad der Zärtlichkeit, sie über der Bettdecke ausbreitend. Sie studierte jeden aufmerksam und legte ihn in die ihm zukommende Reihe, wobei es ihr Vergnügen machte, die Unterschiede zwischen den beiden Ordnungsarten festzustellen. Die Bilder verteilte sie darüber, mit demjenigen aufhörend, welches ihr am schönsten erschien. So fühlte sie sich ihm ganz nahe und dachte manchmal mit einem kleinen Triumph, der ihrem Gesicht etwas Liebliches gab, daß sie Stella auf diese Weise doch überlistet habe. Und dann lebte sie von Anfang an noch einmal alles durch; sie zitterte bei den immer zärtlicheren Worten, sah auf die Bilder, richtete sich auf, als er dringlicher wurde, atmete schwerer und schlief vor Aufregung, die bloßen Arme schützend um die Papiere gebreitet, sorgenvoll und heiß ein.

Um Mitternacht wurde die Wirtin durch gellende

Schreie geweckt. Es klang, als ob jemand eine gräßliche Entdeckung gemacht hätte. Aus dem Zimmer Madeleines schrie es in kurzen Abständen. Die Frau stürzte nach oben. Da saß Madeleine völlig nackt aufrecht mit starren blauglänzenden Augen im Bett. Kissen und Bettdecken lagen in der Stube umher. Das Hemd hatte sie zerrissen. Sie befühlte mit den Händen ihre verfallenen Brüste und rief: »Jetzt nimmt er mich nicht mehr! Marcel! Marcel!« Die Wirtin wollte sie beruhigen. Aber Madeleine sah sie nicht. Sie erhob sich aufrecht und mager im Bett, taumelte schwach hin und her und wand sich bebend mit verzogenem Antlitz. Die fassungslose Wirtin getraute sich nicht aus dem Zimmer, einen Doktor zu holen, weil sie fürchtete, Madeleine könnte aus dem Fenster springen, und bemühte sich, sie nicht aus dem Bett zu lassen. Fast zwei Stunden lang schrillte das Marcel! Marcel! Madeleines durch das Haus, während ihre Stimme immer gläserner wurde. Vor Schwäche war sie auf die Knie geglitten. Dann fiel sie tot zurück, wobei, wie der Arzt später feststellte, beide Fußknöchel unter dem Körpergewicht brachen.

Der Doktor, den die Wirtin nun holte, gab seine Meinung dahin ab, daß Madeleines Arzt sie falsch behandelt hatte, und riet Strafanzeige zu stellen. Zum mindesten hätte das Leben Madeleines verlängert,

wenn auch nicht erhalten werden können.

Dies erfuhren Felician und Stella von der Frau, als sie gegen Morgen zurückkamen. So entsetzlich hätte Madeleine geschrien, daß ein siebenjähriges Mädchen in der Nebenwohnung die Sprache verloren hätte.

Felician ging zu Madeleine hinein und strich viele Male über ihr dünnes, kaltes Antlitz.

\* \* \*

Der Kirchhof strahlte in der herben Vorwintersonne. Die trockenen Gräser schwirrten und sangen wie im Hochsommer. Die Luft dehnte sich in klingendem Licht. Die Toten wollten ihre Hügel sprengen vor Lebensangefülltheit.

An diesem Tage begrub man Madeleine. Stella hatte einen Tag und eine Nacht in großer Erschütterung geweint, so daß ihre Freunde besorgt wurden. Nun stand sie furchterregend ernst neben der Leiche der Freundin und sprach einige Worte, die den unendlichen Willen zum Hohen und Guten in der Verstorbenen rühmten. Weinbaum starrte vor sich hin; ab und zu stieß er unglaublich gequält heraus: »Es ist so lächerlich.« Seine roten Augen waren offenstehende Wunden. Über das rohe Fleisch der Ränder strich schneidend der frische Wind.

Felician war aus Angst um Stella nicht zur Trauer um Madeleine gekommen. Auch jetzt befand er sich noch immer fast in Gefühllosigkeit. Als aber der kleine, nackte Brettersarg durch die sonnige Helle dem Grabe zugetragen wurde, quoll eine so ungeheure Liebe zu Madeleine und eine so maßlose Wut in ihm auf, daß er sich stöhnend an einem Kreuz halten mußte. Er sah den Arzt neben sich, der Madeleine behandelt hatte. Ein unsäglicher Zorn auf diesen Mann überkam ihn, er warf ihm wahllos Schimpfworte und Beleidigungen ärgster Art hin. Jener nannte Felician einen Verrückten. Beide blieben hinter dem Zuge zurück. Und während die katholischen Gesänge am Grabe Madeleines durch die sonnengespannte Luft herübertönten, prügeln sich Felician und der Doktor. Felician wurde quer über einen Grabhügel geworfen und stieß im Liegen wütend mit den Fäusten nach dem Arzt. Beamte wollten sie auseinanderbringen, aber Felician hatte sich zu fest in den Gegner eingekrallt. Ein Kirchhofsdienner holte ein paar Eimer Wasser und goß sie über die Liegenden. Dann wurden sie vom Friedhof entfernt.

Alle Mitglieder der beiden Vereine waren bei der Beerdigung zugegen, außer Deutsch, der die Äußerlichkeit einer Trauerfeier verabscheute. Er erklärte, er könne um einen Toten sehr trauern, ohne

dies durch sichtbare Zeichen zu tun.

\* \* \*

Jetzt erst kam der Tod Madeleines mit seiner ganzen Wucht über Felician. Die Schuld Stellas hierbei, sowie die des Arztes, der doch auch zu dem Vereine gehörte, erfüllte ihn mit Zweifeln an allem, was er in dieser Umgebung gesehen und gehört hatte. Mit mehr Energie und Erbitterung stritt er mit Stella. Aber nichts destoweniger mußte er innerlich zustimmen, wenn sie ungebeugt sagte, daß die Wirklichkeit ihr zwar unrecht gegeben habe, nicht aber der allein gültige Geist.

Felicians Schmerz über den Tod des Mädchens aber wurde durch solche Einsicht nur gesteigert zum Leiden an dem ganzen Weltbild. Er rannte in den nächtlichen Straßen umher. Das Caféleben war schon erloschen. Die großen Boulevards waren halb dunkel und aufgeräumt, aber an den Ecken standen sonderbare Krüppel, und in den Nischen verbargen sich Fremdenführer, die sofort hinter dem Passanten standen, der einen Augenblick Aufenthalt machte. Felician fühlte eine gewisse Befriedigung in diesen zweifelhaften Straßen. Er mußte seinem Zorn über das Nicht-zu-Ändernde, über die abgründigen Verhältnisse



des Lebens Lauf lassen. Was für Männer sich in diesen Straßen nach dem offiziellen Schluß des Nachtlebens fanden! Sie warteten und warteten und sahen ihm absichtlich lange nach, ohne daß man klug daraus wurde, was sie wollten. Sie hoben im Vorübergehen blitzschnell irgendwelche Photographien und ließen sie wieder in die Taschen sinken. Oder streiften ihn so dicht, daß er plötzlich etwas in der Hand fühlte, das im gleichen Moment wieder fort war, so schnell, daß er nicht erfassen konnte, was es gewesen war. Jeder schien gerade von ihm etwas zu wollen.

Trotz allem lebten er und Stella in Sehnsucht nacheinander, wenn sie getrennt waren, obwohl die Stunden ihres Beisammenseins für ihn noch aufregungsreicher und anstrengender geworden waren. Die Menschen ihrer näheren Umgebung, denen Felician nicht mehr in allem beistimmen konnte, bildeten oft die Veranlassung zu Unstimmigkeiten zwischen ihnen. Felician konnte sich mit der neuen Malart Degrés}, die übrigens nach seiner Programmverkündung Schule gemacht hatte, nicht befreunden. Man verstünde ja gar nicht, was die Bilder ausdrücken sollten.

»Auch die Kunst geht ihren Weg der Vergeistigung. Willst du ihn aufhalten?« erwiderte Stella.

Bei solchen Gesprächen gab Felician stets zum Schluß zu, daß er unrecht hatte, bis er etwas Ähnliches einige Tage später von neuem verfocht, und es ihm ebenso erging. Matt und ohne Trost ging er dann nach Haus und mied Stella, solange er vermochte. Während dieser Zeit besuchte er großstädtische Vergnügungen, besonders Tanzsäle. Er verbarg es aufs sorgfältigste vor ihr. Er beabsichtigte nicht, Bekanntschaften zu machen. Er wollte an den Tagen höchsten Überdresses am Leben sich an einer Atmosphäre der Gemeinheit gütlich tun. Er sah nur dem Tanze zu und genoß erbittert die Ungezügelmheit.

Über den Vorstadttanzsälen, deren rhythmische Arm- und Beinbewegungen von Klavieren geordnet werden, flattern Wimpel, glühen bunte Birnen zwischen dünnfarbig gemalten Frauenleibern. Hoch über vor Wissen lächelnden Mädchengesichtern verdunsten schamlos hell die Bogenlampen. Es wird kaum eine Pause gemacht. Ab und zu steigt aus dem verhalten glimmenden Gewühl von Traben, Reiben und Beugen ein erschrecktes, freundliches Aufkreischen wie eine zu früh losgegangene Rakete hoch.

Die wegschwimmenden Augen um das Haar erhitzter Ladenfräuleins mit verrutschten Büsten sehen nicht einmal mehr ihre Herren. Die vergessen längst

ihre Strammheit und greifen fest zu. Dirnen halten sich beim Tanzen an den hochgehobenen Kleidern und sind gewaltsam ausgelassen, wie wenn sie neue Gebiete der Schamlosigkeit suchten. Die erloschenen Kellner befühlen beim Servieren die weiblichen Stammgäste. Die Männer, die nicht tanzen können, sehen an Tischen stumpf in das Gedränge wogender Brüste gegenüber von zu alten Kokotten, die mit düster blau eingefassten Augen unbegeehrt thronen, wie ehemalige tragische Heroinnen, und aussehen, wie Theatermalereien, übrig geblieben von einer hier stattgehabten Aufführung. Mitten im Saale aber steht der schwammige Tanzmeister, dessen ganze Farbe durch die fahlen Kräuselhaare verflogen ist. Alles im Saal tanzt, läuft, schreit und lächelt um ihn herum, einen riesigen alten Opfergott, der mit seinen kleinen müdeblauen Augen, die ausgelaufen aber unersättlich sind, seit ewigen Zeiten in der Mitte schwitzt.

Die Scham, die sich bei Felician in ruhigeren Stunden über seine Wege einstellte, hinderte ihn nicht, sie wieder zu gehen.

\* \* \*

Stella schien sich mit dem Tod der Freundin, nachdem die ersten Ausbrüche vorüber waren,

abgefunden zu haben. Sie sprach nicht von ihr. Aber alle Dinge wirkten noch viel stärker auf sie, und fast gewöhnliche Ereignisse trafen sie mit einer unnatürlichen Schwere, die sie aufspringen ließ. Seit dem Tode Madeleines setzte sie ihre ganze innere Kraft daran, auf Francoise in ihrem Sinne einzuwirken. Manchmal glaubte sie schon, daß die bleiche kleine Dirne sich durch ihren Einfluß geändert hatte. Francoise ging nicht mehr in das Nachtlokal, noch kam sie mit Degrés wieder zusammen. Aber zu Zeiten machten ihre halb drolligen halb frechen Bemerkungen Stella wieder irre. Besonders wenn Fremde zugegen waren, denen gegenüber Francoise sich immer wie in einer Theatervorstellung komisch gönnerhaft und spaßend gab, schien es Stella, als ob sie noch garnichts bei ihr erreicht hätte. Überhaupt fühlte sie sich ihr beinahe unterlegen. Während Stella von Francoise fast mit Ehrfurcht behandelt wurde, hatte sich das Mädchen Felician gegenüber gleich nach dem ersten Streit zwischen ihm und den anderen einen nicht ernst nehmenden Ton angewöhnt.

Stella hatte Weinbaum gebeten, ihr seinen Beistand für ihre Arbeit zu leihen, und brachte Francoise gelegentlich zu ihm. Ein Mann wäre gerade einem solchen Geschöpf gegenüber wirkungsvoller. Weinbaum versprach ihr zu helfen.

Weinbaum war gewöhnlich in jedes der wenigen Mädchen verliebt, die er kennen lernte. Er fühlte sich vor jedem weiblichen Wesen, sofern er es als Weib empfand, unsicher, oft geradezu lächerlich. Diese Sachlage hatte es mit sich gebracht, daß Weinbaum, wiewohl er von Sinnlichkeit kochte, sich ihrer schämte und sie mit der ganzen, ungeheuren Wut, deren er fähig war, zu bekämpfen suchte. Je mehr er aber von seinen Sinnen gepeinigt wurde, desto stärker haßte er jenes Geschlecht, das ihn immer und immer wieder an die unbezwinglichen Gewalten in seinem Inneren mahnte.

Bei den gemeinsamen Gesprächen zwischen Stella, Francoise und Weinbaum über sittliche Dinge schien es tatsächlich, als ob auf Francoise das, was Weinbaum sagte, eine größere Wirkung ausübte, als die Reden Stellas. Sie wurde sichtbar von Weinbaum mehr interessiert. Sie empfand eine Art Bedauern mit diesem gebeugt gehenden Menschen mit den unnatürlich weit geöffneten bläulichen Augen.

Allmählich begann Weinbaum, aus seiner unbeteiligten Stellung zu Francoise herauszutreten. Er verlängerte nach Möglichkeit die Zusammenkünfte. Er äußerte sich zu Felician darüber, wie viel näher ihm eine Dirnennatur wäre, als die Frauen der bürgerlichen Gesellschaft. Die Dirne gäbe ihr innerstes Wesen nicht

fort, weder dem Kinde noch dem Manne. Sie sei nur ihrer selbst wegen da, voraussetzungslos, — urindividuell wie der Künstler.

Mit der Zeit hörte Weinbaum auf, Stella's Bekehrungsversuche zu unterstützen, und es ärgerte ihn schon, wenn sie davon anfing. Er suchte mit Francoise allein zusammenzukommen. Er tat ihr allerlei Gutes. Da es ihm höchst albern erschien, ihr als »galanter Kavalier« Blumen mitzubringen, gab er fast seinen wenigen Verdienst dafür aus, ihr Schmuckgegenstände zu schenken, die er ihr im Ton eines Militärvorgesetzten befahl, zu nehmen, oder auch ihr heimlich in die Tasche steckte. Seine Neigung wuchs bedenklich. Francoise fühlte sich nicht gerade zu ihm hingezogen, aber sein Blick, der rotunterlaufen so oft stundenlang gierig auf ihren feinen Zügen lag, durchschauerte sie mit einem prickelnden Grauen. Sie war nicht abgeneigt ihn zu erhören.

Durch seine Liebe zu Francoise wurde Weinbaum im Innersten umgewühlt. Er saß Tag und Nacht bei ihr. Er flehte sie an, ihn keine Minute allein zu lassen, er würde sich ein Leid tun ohne sie. Er konnte nichts arbeiten. Sein Körper befand sich in einem unaufhörlich lohenden Durcheinander wildester Erregungen. Die ergriffen ihn so von Grund auf, daß er sich zuweilen von irgendeinem Dach herabstürzen

wollte, nur um durch ein ungeheures Beginnen mit dem eigenen Körper von diesen unerträglichen Gewalten in sich freizukommen. Dann aber flossen in einem mächtigen Strudel alle seine Erlebnisse in seine Verse. Er konnte jetzt länger als zwei Tage hintereinander im lohendsten Fieber arbeiten.

Francoise war es angenehm, daß er wieder zu Zeiten in Anspruch genommen war, denn sie brauchte durchaus ihre volle Bewegungsfreiheit. Sie ließ sich nicht gern mit Beschlag belegen. Gerade der rohe Egoismus Weinbaums, der sie am liebsten für sich eingemauert hätte, hatte sie gereizt, die Abgeschlossenheit hier und da zu durchbrechen. Sie hatte sich mit Weinbaums Freund Deutsch in ihrer mütterlich spaßhaften Weise beschäftigt. Der merkte aus ihren Berührungen und Blicken sehr bald, daß ihr nichts daran lag, sich auf Weinbaum zu beschränken. Einige Zeit war Deutsch unschlüssig. Noch vor wenigen Jahren hätte er die Zumutung, einen Freund mit dessen Geliebten zu betrügen, entrüstet von sich gewiesen. Sein Hang nach wirklich innerer Wahrheit hätte die Vertrauenstäuschung nicht zugelassen. Inzwischen aber waren ihm, der alle äußeren Zeichen für seine Empfindungen verschmähte, diese Empfindungen selbst ein wenig entglitten. Als Francoise seine Sinne entscheidend zu erregen begann,

überlegte er:

»Mein Gott, was sind uns Männern denn schließlich die Weiber? Unsere Erlebnisse mit ihnen gleiten an uns ab, als ob sie nie gewesen wären. Die Frauen können ein ganzes Leben von einer Nacht zehren, *wir* haben wahrlich an andere Aufgaben zu denken. Die Weiber schnitzen sich noch jahrelang mit einem Herz in alle Bäume und Bänke — übrigens welcher sentimentalere Unsinn, man wüßte ihn verbieten — Männer wie Weinbaum und ich aber sagen zum Verkehr mit einer Frau: es ist ja so gleichgültig, ob ja, ob nein. Ich nehme ihm nichts und vergebe mir nichts. Jeder wird mir bezeugen, daß es mir stets völlig gleichgültig gewesen ist, mit welchen Menschen ich Verkehr pflegte. Ich bleibe doch ich.«

So kam es, daß Deutsch mit Françoise intime Stunden verlebte, wenn Weinbaum sie für kurze Zeit verließ.

Stellas Verdacht wurde bald erregt. Als Françoise einmal äußerte, »Deutsch hätte zwar nichts Auffallendes, und man vergäße sofort wieder, wie er aussähe, aber er sei der einzige Mann in dem Kreis«, befestigte sich ihre Ahnung. Sie empfand eine große Betrübnis. Sie hatte das Verhältnis zwischen Françoise und Weinbaum gern gesehen, weil sie sich für das



Mädchen durch eine feste Verbindung mit einem Manne Gutes versprach. Sie hielt es für ihre Pflicht, Weinbaum von ihrer Vermutung in Kenntniss zu setzen.

Dieser rannte sofort zu Francoise und wütete gegen sie in ärgsten Vorwürfen. Erst als sie schwor, daß zwischen ihr und Deutsch nichts geschehen sei, beruhigte er sich.

Weinbaum schaffte jetzt Werke, die voller Glut durcheinandertosten. Sie wurden immer unverständlicher und wilder. Seine Verse wälzten und bäumten sich gegeneinander, wie eine Fülle nackter Menschenleiber im höchsten Taumel. Seine Liebe zu Francoise war über alle Maßen mächtig und nie ermattend. Was ihn vor allem zu ihr zog, war ihre offensichtliche Gleichgültigkeit im Geschlechtlichen. Sie schien diesem gar keine Wichtigkeit beizulegen. Trotzdem aber ging sie mit raffiniertester Umsicht und Berechnung ihre Nebenwege. Manchmal sagte sie Weinbaum, sie müsse für einige Tage zu ihrem Onkel aufs Land. Dann wohnte sie bei Deutsch.

Weinbaum litt gräßlich unter ihrer Untreue, die er unbestimmt ahnte. Wenn seine Dichtungen noch dazu nicht vorwärts wollten, steigerte sich dies Leiden zu einer ungeheuren Wut. Es kam zu jähzornigen Auftritten, bei denen Francoise ihn vor

Gewalttätigkeiten nur dadurch zurückhalten konnte, daß sie alles so darstellte, wie er es innerlich wünschte, und jeden Schwur leistete, den er verlangte. Sein Menschentum, erniedrigt und gequält durch ihre Neigungen, zwang ihn, immer wieder zu fragen: »Francoise, betrügst du mich?« Aber es reichte nicht so weit, daß er ihr »Nein« mit unnachsichtigen Augen nachprüfte. Das wagte er nicht, um nicht mit ihr brechen zu müssen. Auf diesem schwankenden Steg, immer in Gefahr zu stürzen, mußte er sich zu halten versuchen.

Felician konnte dies nicht länger mit ansehen, er war von Mitleid mit Weinbaum erfüllt.

»Sie machen sich irrsinnig, wenn Sie sich weiter so quälen lassen,« redete er einmal im Café auf ihn ein. »Sie müssen doch sehen, was mit ihr ist! Reißen Sie sich von dieser Dirne los!«

»Und meine Kunst?« stieß Weinbaum mit verzerrtem Gesicht heraus. »Ist das nichts? Lesen Sie meine früheren Arbeiten! Waschlappig und viel zu gefühlvoll sind sie. Aber jetzt habe ich jenes Harte, Unbeteiligte, das so lange mein Ziel war. Das ist der Einfluß von Francoise.«

»Sie handeln übermenschlich.«

»Ja, ja!« Weinbaum lächelte vor Hingabe.

»Aber mein Gott,« rief Felician. »Sie haben ja nichts mehr vom Leben! Was nützt Ihnen denn der größte Erfolg in der Kunst, wenn Sie den Menschen in sich getötet haben!«

»Es stände besser um die Kunst, wenn alle so handelten.«

»Aber Sie selbst leiden entsetzlich!«

»Was will das sagen? Ein Befinden ist augenblicklich, ein Werk ewig.«

Weinbaum sprach mit einem seherischem Ausdruck.

Eine Weile sann Felician nach. Dann schrie er wie von Schmerzen verfolgt: »Ich weiß nicht! Ich weiß nicht!« daß sich alle Gäste erschreckt umsahen.

Francoise nahm auch ihre alten Beziehungen zu Degrés wieder auf.

Stella machte ihr die heftigsten Vorwürfe. Francoise wollte erst nichts wahr haben. Dann meinte sie, ihr Verhalten könnte unmöglich Sünde sein: Degrés sei eine alte Bekanntschaft von ihr und Deutsch wäre doch so ein guter Freund Weinbaums, daß sie sich wirklich nichts dabei gedacht habe. Wenn Stella es aber gern sähe, würde sie sich überlegen, ob etwas Schlechtes daran sei. Doch müsse sie dazu Bedenkzeit haben.

Stella erlahmte nie in der Ausbreitung von Beweisen und Gründen für ihren ethischen Standpunkt vor Francoise. Seit Madeleines Tod war der Ernst ihres Gesichtes noch leidender geworden als früher.

Weinbaum lebte jeden Tag zu neuer Qual erwachend. Francoises ewige Unkeuschheit, gleich gültig fast, ob sie sie betätigte, stieß in seine Seele, die wie eine stets offene Wunde in die Welt hinausragte, immer von neuem mit den kleinen, harten Fingern. Er konnte ihrer nicht entsagen, selbst wenn er es gewollt hätte. Durch lange Übung richtete er sich ab, alle von ihr ausgehenden Qualen lautlos zu ertragen, wie manche den Brechreiz herunterschlucken können — um desto mehr Schmerzen zu haben. Francoise stahl manchmal Geld von ihm, doch nie etwas von anderen. Täglich gab es Streit zwischen ihnen. Er war froh, wenn er sich beschwichtigt sah. Er wurde an seelische Schmerzen so gewöhnt, daß er den Tag für einen unverdienten Festtag hielt, an dem sie ausblieben. Aber in diesen furchtbaren Kämpfen wuchs seine Kunst. Damals dichtete er seine Dirnenlieder, die, schluchtenreich und unzugänglich, doch durch ihre gigantische Wucht berühmt wurden.

Felician sah all dem zu mit seinen untersuchenden Augen, die aus dem hohen Gesicht immer rastloser blickten. Es war ihm, als ob sich bald irgend etwas

ändern müsse, wenn er mit dem Leben davonkommen sollte. Er wühlte sich in die Möglichkeit eines baldigen Todes ein. War der Tod ihm aber früher als etwas Trostreiches, als sinnvoller Abschluß erschienen, so sah er jetzt, geschult durch die Naturwissenschaften, auch in ihm nichts als einen chemischen Zersetzungsprozeß von Substanzen, welche zufällig seine eigenen waren. Nun konnten seine von den vielen Zweifeln geschwächten Gedanken nicht einmal mehr im Sterben Erleichterung und Beruhigung finden. Grenzenlos entmutigt benutzte er immer öfter unbeobachtete Zeiten, um sich in Tanzsälen und Kneipen aufzuhalten. Trotz der Verführungen, welche dieser Verkehr mit sich brachte, war er Stella bis jetzt — wenigstens äußerlich — treu geblieben. Allerdings hatte seine Sinnlichkeit die Gelegenheit zu Berührungen und ungezügelten Gesprächen und Vorstellungen mit den Mädchen nicht von sich weisen können. Er mied des Nachts mit Absicht die Dirnenstraßen, weil er wußte, daß er dort, wo die Wünsche ohne Umstände befriedigt werden, sich nicht mehr des letzten Schrittes würde enthalten können. Daß ohnehin sein Verhalten einem Betrage gegenüber Stella gleichkam, spürte Felicians verletzliches Innere natürlich genau. Er klammerte sich aber an das Wort und wollte sich die Berechtigung, »ich hintergehe sie

nicht« zu sagen, nicht verscherzen. Die Stunden des Bewußtseins seiner Niedrigkeit brachten stets Haß gegen Stella, aber so mehr er ihre Schuldlosigkeit einsehen mußte, auch Verachtung gegen sich selbst. An Tagen, an denen sein Gewissen besonders offen war, bemächtigte sich seiner eine ungeheure Wut gegen sich selbst, welche die Sucht nach Selbstverstümmelung in ihm entstehen ließ. Dann schlief er nächtelang nicht, trank unmäßig, woran er noch niemals vorher Vergnügen gefunden hatte, und trieb sich tiefer in sein abschüssiges Leben hinein. Seine Gesundheit verschlechterte sich. Stella entging nicht sein krankes Gesicht. Ihr ängstliches Mitleid erinnerte ihn daran, daß er sich nicht auf der versprochenen Höhe halten konnte, und quälte ihn noch mehr. Stella wurde unruhig um ihn.

Eines Tages waren seit langer Zeit wieder alle Freunde, deren Verkehr durch das Hinzutreten von Françoise etwas lockerer geworden war, im Café zusammen.

Degrés war in ein neues Stadium seiner künstlerischen Entfaltung eingetreten. War ihm anfangs das gefühlsmäßige Komponieren von Farben als das Richtige erschienen, so empfand er bald, daß Farben an sich schon zu sinnlich waren. Er führte seine Kombinationen nur noch in Schwarz-Weiß aus.

Felician konnte nicht umhin, es schrecklich zu finden, daß man in einer Zeit lebte, in der durch das viele ganz Neue alle Vorbilder ihre Gültigkeit verloren hätten. Er wußte, man würde ihn lächerlich finden. Aber zu wem sollte er seine Empfindungen äußern?

»Solange ich unter fünfundzwanzig war,« stieß Weinbaum hervor, »war ich zu jung, um mich nach Vorbildern richten zu wollen. Und über fünfundzwanzig zu alt.«

»Ich suchte, solange ich lebe,« fuhr Felician sinnend fort, »einen Menschen, von dem ich sagen könnte: er hat es so gemacht, also kann ich es auch so tun.«

»Vielleicht annoncieren Sie mal in der Zeitung: Suche einen, nach dem ich mich richten kann,« höhnte Degrés.

Dieser behandelte Felician seit einiger Zeit in einer spöttisch durchschauenden Manier. Er hatte Felician einmal bei seinen verzweiflungsvollen Ausflügen getroffen und tat seitdem zu ihm wie in einem geheimen Einverständnis, und dies um so deutlicher und mit größerem Genuß, je mehr er Felician darunter leiden sah. So hatte er kurz nach seiner Ankunft im Café Felician beiseite gezogen und ihm, indem er ihm schmunzelnd ins Gesicht sah, mitgeteilt, daß er jetzt regelmäßig Nackttanzabende bei sich im Atelier

eingerrichtet habe. Und immer mit den zugekniffenen Augen lächelnd, lud er ihn zu dem heute nacht stattfindenden ein. Felician hatte sich voll tiefer Scham doch ohne die Kraft sich zu wehren, dem Gespräch entzogen.

Felician beteiligte sich nicht mehr an der Unterhaltung. Er fühlte sich wieder von allen verlassen. Verlebt ging er bald nach Hause. Auf dem Heimweg dachte er bitter und müde: Und morgen werde ich wieder Trost suchen gehen . . .

»Ich bin so einsam!« murmelte er, bevor er einschliefl.

Er hatte bei unruhvollem Schlaf einen seltsamen Traum: Er fuhr im D-Zug zu einem Kongreß in der Schweiz, auf dem alle schweren Zeitfragen von den ersten Philosophen der Welt gelöst werden sollten. Er sah, weit aus dem Fenster gelehnt, wie die Erde unter ihm zurückraste, als ob sie schon zu lange auf diesen Zug gewartet hätte. Der Luftzug schnitt ihm das Gesicht entzwei. Da kam von der anderen Seite auf dem Nebengeleise ein anderer Zug. Dort stand eine Tür auf. Ein Automobilfabrikant hatte sie in der Eile, ein Geschäft zu versäumen, nicht ordentlich zugemacht. Die beiden Züge näherten sich pfeilschnell, sahen sich eine Sekunde lang an; die offene Tür schlug



Felician den Kopf ab, schleuderte diesen in das zu ihr gehörige Coupé und fiel dem Kopf nach ins Schloß. Gleich darauf war dieser Zug nicht mehr zu sehen.

In dem anderen fiel Felicians Körper auf die Polster zurück. Er mußte sich eine beträchtliche Zeit besinnen, wo und wer er war. Erst, als er merkte, daß er nach der Schweiz fuhr, wurde er ganz wach und stieg auf der nächsten Station aus, da ihm für Zeitfragen, wie er mit großer Freude fühlte, nun der Sinn fehlte, und er große Lust zum Tanzen verspürte. Er ging auf einen Tanzboden und verführte nacheinander fünf Mädchen. Man bemerkte nicht das Fehlen seines Kopfes. Er fühlte sich sehr frei und wohl und erinnerte sich nur ungerne, daß er früher immer auf irgend etwas hatte Rücksicht nehmen müssen, und allerlei ausgestanden hatte.

Das erste, was er in der Stadt, wo er sich niederließ, tat, war: Er legte einen Spielplatz für Erwachsene an, auf dem man herumspielte, beliebig sprang und lief und ganz ohne Zweck herumtollte. Dann gründete Felicians Rumpf einen meilengroßen Lunapark, in dem unter Mithilfe vieler Spezialkenner alle, aber alle Amusements der Menschen verzehnfacht wurden. Der Zulauf aus dem ganzen Lande war ungeheuer. Der Park mußte beständig vergrößert werden. Dort errichtete er einen Lehrstuhl für angemessene

Lebensweise und hielt allabendlich mittels Bauchrede Vorträge über das Thema »Wie lebe ich mich aus?«, zu denen die Leute in Scharen kamen. Er predigte, daß jeder genau so leben sollte, wie es für ihn am nützlichsten wäre. Als die gesamte Kaufmannschaft einwandte, daß dies für sie durchaus nichts Neues sei, erwiderte er, daß das Neue ja in der Anwendung auf privates Gebiet läge. Von Tag zu Tag wuchs seine Anhängerschaft. Nach kurzer Zeit mußten alle Gesetze geändert werden, weil der Staat kein Geld mehr zum Neubau von Gefängnissen besaß, und zwar wurde jede Tat straffrei gelassen, bei welcher der Täter nachweisen konnte, daß er einen Vorteil von ihr gehabt habe. Inzwischen erfand Felician Eckenberg, Rumpf, einen Apparat, den sich jeder, wenn er abends müde von der Arbeit kam, ans Ohr legte, um sich in aller Eile eine Reihe interessanter Geschichten erzählen zu lassen, gegen fünfundsiebzig in der Stunde. Darauf widmete sich Felicians Leib der Verbreitung jeglichen Sports. Alle zwei Kilometer errichtete er abwechselnd eine Radrennbahn, einen Fußballplatz und einen Boxpalast. Dort blieben die Leute Tage und Nächte.

Einigen Frauen, die aus alten Familien stammten, wurde das Treiben zu roh. Sie forderten Veredlung des Körpers und Vertiefung der Sinne. Aber man hörte sie nicht. Kirchen wurden niedergerissen,

Kunstaussstellungen und Universitäten verbrannt. Was nicht schon Börse war, wurde Sportplatz.

Dann aber inszenierte der Leib Felicians ein riesenhaftes Rennen, wie es unter Menschen noch nicht stattgefunden hatte. Aus dem ganzen Lande wurde eine einzige Arena gemacht, alles, was nicht zum Lunapark gehörte, wurde geschleift. Unglaublich hohe Summen wurden als Preise ausgesetzt. Alle Einwohner, Hunderttausende von Menschen nahmen an dem Rennen teil. Zwei Jahre ohne Pause sollte es dauern.

Auf Pferden, Automobilen und Lokomotiven, die Kinder auf Motor- und Zweirädern, die meisten laufend und springend, rasten die dunklen Massen den Boden entlang. Staubwolken schlugen den Menschen in die Lungen, daß sie niedersanken und vertrockneten. Man biß den Vordermännern in die nackten Fersen, stach die Reichen mit Fleischermessern von den Wagen herunter, um selbst zu gewinnen. Die Erde der großen Arena blutete. Kriechend, stoßend und auf dem Leib rutschend, keuchte die Menge um das Land herum. Kinder und Schwache fielen zusammen. Die Angehörigen liefen weiter und ließen sie liegen. Die Nachfolgenden zertraten sie sofort zu gelben und roten Haufen. Immer wütender stürzten sie nach dem Ziel. Mit geöffneten

Mündern und Augen, die aus den Höhlen hingen, wie durstigen Hunden die Zungen, hetzten sie einander nach. Es gab keine Nacht mehr. Während der Dunkelheit gellten die langen Schmerzgebrülle der Gemordeten. Der Leichengeruch verzerrte die Gesichter der Jagenden. Kilometerweit hörte man wie von riesigen Dampfmaschinen ihr Gekeuch. Die Hände zum nach vorn Greifen und Zerquetschen gekrallt, in schwarze Wolken von Schweiß und Atem gehüllt, die trocken gelaufenen Augen weit voran, überschlugen sich die Menschen in unaufhörlichem Lauf und vergaßen, daß das Rennen nur zwei Jahre dauern sollte. Und Hunde, Katzen und Kühe mischten sich unter die Stürzenden, Pferde, Esel, Automobile und Dampfswagen warfen die auf ihnen Sitzenden ab und rannten allein weiter den Preisen nach. Und in dem tobenden, unlöslichen Gewühl war Vieh, Mensch und Maschine nicht mehr zu unterscheiden.

Er selbst aber, Felicians Rumpf, stand vor einem kinematographischen Apparat und kurbelte die Szene für eine Filmfabrik, in deren Auftrag er das ganze Rennen arrangiert hatte.

Hier wachte Felician schwitzend vor Aufregung auf. Bald schlief er wieder ein. Sofort zog ihn der Traum wieder zu sich herab und führte ihn zu seinem Kopf, der in dem anderen Zuge davongefahren war.

Nachdem der Kopf sich etwas von dem Schreck erholt hatte, sah er, daß der Zug, in dem er nun saß, nach einem Moorbade fuhr. Da er aber mit Freude empfand, daß er für Körperpflege kein Organ mehr besaß, beschloß er, schon in der nächsten Stadt auszusteigen, von der er wußte, daß sie eine reichhaltige Bibliothek besaß. Eine Schwierigkeit stellte sich ihm entgegen, als er an der Bahnsperre sein Billett vorzeigen sollte, da er es in die Westentasche gesteckt hatte. Jedoch setzte er dem Kontrolleur auseinander, daß er — und darauf käme es für den Kulturmenschen einzig an — theoretisch im Besitz eines Billetts wäre: er sei der geistige Urheber zur Lösung des Billetts gewesen, das ihm also zukomme; es wäre nur einer körperlichen, das heißt widerrechtlichen Aneignung zuzuschreiben, daß er es nicht mehr habe; die könne natürlich nicht gültig sein, und so hätte er das Billett ideell immer noch. Dies überzeugte den Beamten, und er lieferte seiner Behörde ein theoretisches Billet zweiter Klasse ab. Daran sah Felician, daß die Gegend ein ersprießliches Arbeitsfeld für ihn sein werde. Er fühlte sich sehr frei und wohl und erinnerte sich nur ungern, daß ihn früher immer etwas abgehalten und gequält hatte. Das erste, was er in der Stadt tat, war: er gründete eine Universität, in der alle Wissenschaften an sich gelehrt

wurden. Juristen, die Prozesse führen wollten, wurden nicht aufgenommen, Philosophen, die das Leben leichter machen wollten, bekamen Gefängnis. Das Institut fand begeisterten Beifall. Bald nahm das ganze Land seine Ideen auf. Die Beamten taten, als ob sie gar nicht von den Bürgern bezahlt würden, sondern diesen einen Gefallen täten, wenn sie ihren Beruf ausübten. In den wissenschaftlichen Instituten wurde fieberhaft gearbeitet. Täglich wurde eine große Zahl neuer Systeme und Kombinationen auf allen Gebieten geschaffen. Eines der Hauptprobleme, an dem nun schon seit Jahren unter Leitung von Felician Eckenberg, Kopf, sämtliche Einwohner des Landes arbeiteten, war: Das Verhältnis der beiden Beine Ramses } II. von Ägypten a) zu Buddha, b) zum Nil, c) zu einander. Unsummen wurden für diese Forschungen verwandt.

Der Universität wurde eine Akademie der Künste angegliedert, aus der jeder Künstler mit Gewalt entfernt wurde, dessen Bilder vom Publikum verstanden wurden. Denn man schloß daraus, daß der Maler Rücksicht auf die Wirkung genommen und nicht lediglich nach seinem Inneren gearbeitet hätte. Der Sieg des Geistes wurde immer vollständiger. Niemand wollte mehr mechanische Arbeiten verrichten. Die blieben liegen, und die Ökonomie des

Landes litt entsetzlich. In den Schulen wurden die Religionsstunden durch Mathematik, die Turnstunden durch Psychologie ersetzt. Bald mußten die Kinder auf Bahren in den Unterricht getragen werden.

In kurzer Zeit sahen alle Gesichter entnervt, häßlich und höhlig wie Gehirnwindungen aus. Ein Teil der Frauen schloß sich den Männern an, hielt glühende Reden und schoß auf das Volk, wenn es nicht gleich so wollte, wie sie.

Andere Frauen dagegen, meist aus alten Familien, erklärten, daß sie das sichere Gefühl hätten, sie gingen keiner guten Zeit entgegen. Aber sie konnten es nicht beweisen, und so half es nicht.

Die Sanatorien wuchsen.

Die Tanzsäle wurden Volkshochschulen.

Aus den Volksküchen wurden Laboratorien für Nahrungsmittelchemie.

Alle Prostituierten wurden verbrannt.

Die Sanatorien wuchsen.

Die Häse der Menschen wurden immer dünner und brachen fast ab von dem Gewicht der gelben, knochigen Köpfe. Felicians Kopf wurde als Prophet und Retter der Menschheit mit ungeheuren Ehren überhäuft. Er aber empfand es trotz aller äußeren Erfolge immer unangenehmer, daß er noch Raum

verdrängte. Es widersprach durchaus seiner Theorie von der ausschließlichen Existenzberechtigung des Geistigen, daß er noch da war. Er wurde sich selbst zu viel. Er genierte sich, daß er seine theoretischen Grundsätze nicht beweisen konnte. Deshalb ging er zu einem Chemiker und ließ sich in Gas auflösen.

Unter dem Volk aber hatte sich eine schreckliche Krankheit bemerkbar gemacht. Die einmal in Tätigkeit gesetzten Gehirne konnten nicht mehr angehalten werden. Sie arbeiteten Tag und Nacht, ohne aufzuhören, und die Köpfe wurden immer feiner und schmerzhafter. Die Körper der Menschen waren durch den seltenen Gebrauch längst zusammengeschrumpft und hingen nur noch dünn wie eingetrocknete Insektengerippe von den Köpfen herab. Nichtsdestoweniger arbeiteten die Stiefel- und Rockfabriken weiter.

Die Gehirne hämmerten und entdeckten. Als vom Körper nichts mehr übrig war, zehrten sie von sich selbst. Sie arbeiteten sich auf. Immer weniger blieb übrig. Die Köpfe fielen nach innen zusammen, den Augen nach, die stets nach innen gerichtet gewesen waren.

Die Gehirne fraßen von sich selbst. Man sah Menschen mit halben Köpfen. Man wollte »Meyers



Gehirnschwund« nehmen. Doch es war schon zu spät .

..

Mit einem Schrei über den entsetzlichen Anblick fuhr Felician in die Höhe. Er sprang aus dem Bett, warf sich Sachen über und stürzte aus dem Haus.

Er rannte, um von den unbelebten und hell erleuchteten Straßen seiner Gegend fortzukommen. Wenn diese unerträglichen Vorstellungen des Traumes ihn doch verließen! Die kalte Luft ernüchterte bald seine Qual zu einer verbissenen, hämischen Unlust. Er schlug die Richtung nach den Markthallen ein. Er wußte, daß sich in dieser Gegend die gewöhnlichsten Dirnen aufhielten. Bald folgte er einer in ihr Haus.

Als er dann wieder auf die glitschrigen Straßen hinaustrat, schüttelte ihn ein ungeheurer Ekel. Es ekelte ihn vor sich selbst und vor Stella ebenso wie vor dem Weib, das er eben besessen hatte, vor seinen Freunden und vor seinem ganzen Leben. Den Kopf schief gelegt, mit verzogenem, geöffnetem Mund schob er schwer durch die Hallengegend.

Es war eine nasse Nacht. Schleimige Nebel sickerten über der schlammbraunen Straße, die zwischen den mondenerleuchteten Hallengerüsten hindurchführte. In langer Linie am Rande des Dammes standen leinewandgedeckte, schräggekippte

Wagen, in deren dunklen Höhlen blutiges Fleisch hing. Kupferne Pferdeleiber standen davor.

Breitbeinig, mit kalten Füßen, stierte Felician die Pferde an. Scham drang auf ihn ein und trieb ihn im Kreis die Straßen herum. Er sprach laut Wahlloses vor sich hin.

Eine schlotige, unförmige Lokomotive schleifte durch die Mitte ihren schweren Zug kreischend nach. Haufen von Mohrrüben in der Farbe nasser Ziegelsteine und von Blumenkohl, bleich und bröcklig, wurden entlanggestapelt. Felician mußte an die Gehirnköpfe in seinem Traum denken. Er wandte die Augen nach einer anderen Richtung. Männer mit dunklen Ölmänteln und naßhängenden Schnurrbärten arbeiteten. Er hatte lange nicht mehr gearbeitet. Der Anblick der Männer machte ihn noch widerwilliger gegen sich.

Zerlumpfte suchten zwischen den Stapeln rohe eßbare Abfälle. Auch er war ein Heruntergekommener, ein Aussätziger. Aber wenn er schon einmal auf dieser Stufe angelangt war, dann wollte er seine Niedrigkeit auskosten. Es war doch nichts mehr rückgängig zu machen. Es war gleichgültig, wie weit er ging. Seine Gewissensbisse sollten sich wenigstens lohnen. Ihm fiel Degrés }

Einladung von heute abend im Café ein. Wenn er an dessen freches Lächeln dachte, fühlte er sich nicht mehr verletzt. Es war ja ganz angebracht bei ihm. Und Felician fuhr in einer Droschke zum Nackttanzabend im Atelier von Degrés, der über seine Ankunft durchaus nicht verwundert schien. Er sicherte Felician gern Verschwiegenheit zu.

Ein rauchgeschwärztes, schwaches Graurot am Himmel zeigte den Morgen an, als Felician durch die nebligen Hallenstraßen seiner Wohngegend zustolperte. Zuweilen blieb er stehen und dachte nach. Dann stieß der Ekel ihm die Zunge aus dem Mund.

Eine alte Frau, entstellt vor Häßlichkeit, wollte Geld von ihm haben. Er verstand nicht, was sie ihm dafür bot. Er gab, und sie streichelte ihn, daß er zusammenzuckend weglief und sich bebend abwischte. Schließlich kam er nicht weiter. Vor jedem einzelnen Schritt hatte er den unbezwingbarsten Widerwillen. Er stieg auf einen Sandkasten und streckte sich lang auf den Rücken. Der Nebel wurde dichter und legte sich wie ein nasses Hemd um seinen Leib.

Dirnen mit blaugerahmten Augen und laut winkenden Hüten löffeln, gleich Modefigürchen gebogen, mit zierlichen Händen die weißen Suppen, die sicher eingepackte Weiber von ihren Kisten aus

verkaufen. Die Mädchen ziehen ein Bein unter die Röcke und speien den angeheiterten Herren in Fräcken, die nach Hause schieben, unflätige Worte nach. Die drehen sich um und tasten mit wohlig verschwommenen Gebärden nach ihnen. Männer mit lang herabhängenden Affenarmen sitzen schlafend vornübergebeugt in Steinnischen.

Als Felician von seinem Kasten stieg, taumelte er. Sein geöffneter Mund würgte. Seine Backen stierten willenlos. Sein Kopf klappte ein, wie bei Leuten, die sitzend eingeschlafen sind. Sein Widerwillen vor sich war so groß, daß er nicht das geringste mit sich anfangen wollte. Sonst hätte er sich zwischen zwei Steinwände in etwas Schwarzes, Nasses, Kaltes vergraben. Die Beine fielen ohne seinen Willen zum Gehen nach vorn. Ganz alte Huren standen herum. Er wollte mit ihnen anbinden und wurde weggejagt. Eine mit einer Männerstimme war dabei. Er erkannte sie sofort: es war die, bei der er gewesen war.

Individuen mit breit auseinanderstehenden, verkehrten Augen strichen um ihn herum.

Die Laternen sprangen ohnmächtig gegen den Nebel an. Der Damm rauchte. Ein Mann stand mitten auf der Straße bei einer unanständigen Beschäftigung.

Felician wollte aus sich herauslaufen vor Ekel.

\* \* \*

Zu allem Niederdrückenden und Unertragbaren kam nun noch in der folgenden Zeit die Erinnerung an diese Nacht und machte seinen Gemütszustand völlig zerrissen. Er mußte sich zwingen, Stella gegenüber nicht in eine schuldbewußte Stellung zu geraten. In dem Bestreben, dieser zu entgehen, ging er zuweilen zu weit und verfiel in einen fast frechen Ton. Der konnte jedoch durch einen Blick Stellas in das Gegenteil, in völlig haltlose, beinahe knechtische Zuvorkommenheit umschlagen.

Einige Zeit darauf trafen Felician und Stella während eines Ausfluges in die Umgebung eine frühere gute Bekannte von ihr, jenes Mädchen, das sich mit den gleichen Worten wie Felician einmal über den Freundeskreis Stellas geäußert hatte: jene Menschen hätten etwas Starres in den Augen. Felician war die Erzählung Stellas über sie sofort wieder eingefallen. Sie hatte mit Stella im Verein zusammengearbeitet, bis sie und ihr Freund Anstoß zur Gründung des gemäßigten, ausführenden Bundes gaben. Obwohl Stella zurückhaltend war, forderte Felician, erwartungsvoll durch das Zusammentreffen, Ruth auf, gemeinsam mit ihnen die Partie fortzusetzen, und jene willigte gern ein.

Ruth, ein Mädchen im Alter von Stella, war in das Freie gefahren, um die seltsam belebten Gebilde des Waldbodens zu studieren. Sie sammelte feingearbeitete oder groteske Pilze, sonnenglänzende Käfer, herbstfarbene, formerfüllte Früchte. Sie hatte früher mit einem kunstgewerblichen Atelier angefangen, aber im Laufe der Jahre eine innere Erweiterung ihres Berufes vorgenommen. Sie glaubte, daß der Sinn des Menschen für das Organische geschärft und, wenn er ihn in der Stadt zu verlieren droht, erneuert werden müsse durch die Natur, die sich von innen heraus, ungebogen entwickelt. Ursprünglich hatte sie sich den Entwurf von geschmackvollen Dingen des Hauses und des täglichen Umganges zur Aufgabe gestellt. Da es in Ruths Natur lag, auch die nebensächlichsten Handlungen, soweit es immer anging, aus dem eigensten Wesen heraus zu tun, nahm ihre Arbeit bald eine bestimmte Richtung: welche ihre Lebensanschauung ihr wies. Sie begnügte sich nicht mit dem Entwerfen etwa einer Tapete, sondern ging zurück auf den Sinn eines Hauses, eines Zimmers an sich und arbeitete von ihrer Auffassung der Lebenswerte aus. So wurde allmählich die gesamte Lebensführung ihr Gebiet. Nachdem sie dann gespürt hatte, daß ihr Wesen nunmehr einen festgefügtten, nicht mehr zu leicht beweglichen Kern hatte, zog sie

eine Anzahl von jungen Mädchen an sich, um sie in allem, was die Führung ihres Lebens betraf, zu beeinflussen. Das kunstgewerbliche Gebiet war nur symbolisch für die Art, wie Ruths Schülerinnen das Leben nehmen sollten. Besonders bemühte sie sich, die Lebensgewohnheiten unabhängig von der Verstümmelung durch die industriell-städtische Entwicklung zu machen. So durften ihre Zöglinge, wenn sie müde waren, sich nicht in eine seichte Abendunterhaltung begeben, die dem Rest an Aufnahmefähigkeit angepaßt war, sondern sie mußten das Natürliche tun: schlafen. Die jungen Mädchen wohnten wie in einem Pensionat bei ihr. Sie liebten Ruth sämtlich in schwärmerischer Glut. Ruth hatte in Gang und Gebärden eine Mitte von Sich-gleiten-lassen und eigener Führung. Sie hatte sehr weiche große graublaue Augen.

Felician wurde durch sie sehr angeregt. Es war schnell ein Zusammenhang zwischen ihnen, den ihr Blick vermittelte. Er ließ sich Genaueres von ihrer Arbeit erzählen und empfand Verwunderung und Freude über das Gehörte. Ruth gab ihm freundlich Auskunft. Das Gespräch zwischen ihnen fügte sich so Wort auf Wort, daß Stella bald auf eine Beteiligung verzichtete. Ruth setzte ihm eingehend auseinander, was sie ihre Mädchen über Kleidung lehre. Diese sei

durchaus nicht nebensächlich, sondern als verpflichtende Äußerung aufzufassen, genau wie ein Gespräch oder eine Tat. Die Kleidung müsse mit dem Innern eines Menschen übereinstimmen. Nun empfinde jeder an sich verschiedene Seiten. In der Art seines Anzuges solle er die Seite betonen, in der er den Hauptwert von sich sehe. Unklaren Naturen könne die eigene Kleidung eine ständige Mahnerin des besseren Selbst sein und zu diesem mit hinarbeiten. Man unterschätze gemeinhin die Wirkung dessen, was man täglich sieht, auf sich selbst.

Da Felician sehr interessiert war, lud Ruth beim Abschied mit einem Güte austeilenden Blick ihn und Stella zu einem Kostümfest in ihrem Atelier ein. Stella würde dort ihr bekannte Mitglieder des gemäßigten Vereins treffen. Felician sagte sofort zu. Stella wollte es sich überlegen.

\* \* \*

Am Tage des Festes äußerte sie den Wunsch, auch hinzugehen. Es war etwas wie Besorgnis in ihr, Felician dort allein zu lassen.

Felician lag in dem großen Atelier von Ruth, das von buntkostümierten jugendlichen Menschen angefüllt war. An den Wänden entlang waren Teppiche



und Kissen gebreitet, auf denen man sich ausruhte. In der Mitte wurde getanzt unter den gelblichen Lampions, die von der Decke hingen. Ein junger Franzose spielte die Geige. Felician und Stella, die auf einem Stuhl saßen, waren die einzigen ohne Kostüm.

Wie schlank die Menschen hier sind! fiel ihm auf, während er dem Treiben zusah. Nur helle oder bunte Trachten waren da. Narren, ein Bein grün, eins gelb, klingelten mit den Schellen. Einige Mädchen gingen in kurzen Hosen. Ihre geschwungenen, sicheren Beine traten wie die ganz edler Rennpferde. Angemalte Pierrots ließen die Pfauenfedern wippen. In weiße Kittel gekleidete Mädchen faßten sich zu dreien an. Die offenen Haare schwebten, wie vom Wind angeweht, den Tanzenden nach.

Die Schülerinnen von Ruth waren alle mit starker Betonung ihrer Körper gekleidet, was wohl gelegentlich zu Sinnlichkeit anregte. Aber ihre Kostüme hatten nicht das versteckt Anlockende einer koketten Mode, sondern die Ehrlichkeit und Offenheit von Menschen, welche nichts von ihrer Natur verbergen wollen. Jede hatte einen für sich passenden Anzug; dennoch schienen sie einen gemeinsamen Stil zu haben.

Ruth im rasengrünen männlichen Pierrotkostüm

begrüßte Felician warm und stellte ihn ihrem Freunde, einen gebräunten Studenten aus dem Mittelalter, vor. Beide sprachen zu ihm mit einer Freundlichkeit, die ihm irgendeinen Grund zu haben schien. »Was mag sie ihm von mir erzählt haben?« dachte er.

Der Student war ein Jüngling mit gleichmäßigem doch plastischen Gesicht, in dem die scharfe, äußerst lebhaftige Nase Besonderheit verriet. Er lebte seit Jahren mit Ruth zusammen. Er studierte die sozialen Wissenschaften, um später im öffentlichen Leben tätig zu sein. Lange Zeit hatten sie dieselben Kollegs gehört. Er half ihr in der Erziehung ihrer Mädchen mit Gesprächen, durch die ihr manches erst begründet und deutlich erschien, was bis dahin ihrem Bewußtsein entfernter gelegen hatte. Damit konnte sie nun weiter arbeiten. Sie hatte sich besonders daran gewöhnt, sein Wissen für sich beständig zu gebrauchen. Andererseits nahm sie teil an seinen Bestrebungen, gemeinnützige Einrichtungen zu bauen oder zu ändern. In Dingen, die das Leben ganz nahe betrafen, kam er stets zu ihr um ihre Meinung. Während sich ihm zuweilen unter technischen Kombinationen sein eigentliches Ziel verschob, konnte sie ihm wieder mühelos und selbstverständlich das Wesentliche vorhalten. Felician fiel eine Ähnlichkeit des Gesichts zwischen den beiden auf, die wohl im Laufe der Jahre entstanden war.

Der Student war der Festleiter. Er verkündete mit lustigen Augen jede Nummer des reichhaltigen Programms.

»Es folgt die Eröffnung des Rauch- und Lesesalons,« rief er und steckte zwei neue Lampions in einer Ecke an.

Ein wandernder Handwerksgeselle sang zur Laute ein paar alte, etwas freie Lieder, die derb und doch graziös waren. Schülerinnen von Ruth verkauften selbstgefertigte Postkarten. Dem Felician schenkten sie sie. Er sah nach dem grünen Pierrot. Er tanzte mit dem Studenten. Felician hätte immer diesem Paar zusehen mögen. Wie hingeeben tanzte sie! Und sah ihren Partner leise selbstbewußt dabei an. Und sein festes Lächeln! Übrigens hatte Felician zwischen ihnen einen wiederkehrenden, kurzen Blick ineinander eindringenden Verständnisses bemerkt, der ihn sofort mit einem Gefühl des Neides geärgert hatte.

Der Student sagte eine große Volksabstimmung an, wer der größte Schurke in Europa sei. Alle beteiligten sich mit vielen ernstesten Gründen und Berichtigungen an der Feststellung.

Gelegentlich trafen sich Ruth und der Student am Platze von Stella und Felician ohne Absicht mit dem gleichen Zweck, die beiden Gäste zu unterhalten,

ihnen von den Anwesenden zu erzählen. Stella saß mit ziemlich leidendem Gesicht.

Felician tanzte mit Ruth. Die gelben Lampions über seinem Kopf schaukelten und alle Farben ringsherum befanden sich in wiegender Bewegung. Er hatte sie um ihren schlanken Hals gefaßt, wie es die anderen Paare taten, sie legte die Hände auf seine Schultern. Er sah dicht vor sich ihre graublaublühenden, Vertrauen gebenden Augen. Die tasteten sanft in seiner Seele herum und öffneten sie weit. Und er sprach klagend von den Leiden, die seine Umgebung verschuldete.

»In deinem Kopf bewahrt sich das Schlechte länger auf als das Gute,« sie brauchte das Du des Festes leicht und harmlos. »Das ist ein Gedächtnisdefekt vieler Menschen. Die müssen sich umerinnern — denn sie erleben ja auch genug Gutes.«

»Ja? Ob es daran liegt?« fragte er glücksdurstig und träumend, während die Geige um sie herumfloß und sie in sanfter Strömung drehte. Zwischen den Tanzenden sah er schwarz den Blick Stellas auf sich gerichtet. Zornig sagte er:

»Wenn Weinbaum jetzt hier wäre, würde er beweisen, daß Tanz im Grunde potentiell geminderter Geschlechtsverkehr sei. Das Volk empfände die Vorstufe noch ganz deutlich. Die Mädchen gehen erst

auf den Tanzboden und von da aus mit einem Manne schlafen.«

Ruth lächelte ungläubig.

»Auf welche Gedanken man kommen kann! — die immerhin richtig sein können.«

Felician brach plötzlich ab. Er hatte Stella schon sehr lange allein gelassen und wollte zu ihr.

»Ich komme mit,« sprach Ruth und begleitete ihn.

»Wie einen Kranken behandelt sie mich,« dachte Felician noch. Dann war er im Banne Stellas.

»Du bist lange fort gewesen,« sagte sie ohne Vorwurf, nur feststellend. Er saß bei ihr und sah sie an. Wie schön sie in ihrer Bleichheit war. Dennoch haßte er sie heute mehr als je. Warum tanzte sie nie? fiel ihm ein. Er wurde plötzlich sehr böse auf sie und flüsterte ihr wütend zu:

»Was sitzt du denn immer mit deinem ekelhaften Ernst? Warum bist du nicht wie andere Mädchen? Wo sind deine weißen Kleider?«

Stella merkte, daß ihn etwas aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Sie suchte ihn zu beruhigen. Aber Felician warf ihr zügellos alle möglichen unsinnigen Dinge vor. Ebenso plötzlich hörte er damit wieder auf. Eine verzweifelte Stimmung löste die zornige ab. Er seufzte tief. Wie die Musik in seine Poren rieselte!

Stella streichelte sanft seinen Arm.

»Wir hätten nicht hierher gehen sollen,« sagte sie. Die Liebe zu ihr erwachte. Er flüsterte, durchbebt, nahe an ihr.

»Aber ich komme dir nicht mehr nach! Du bist stets so weit voraus . . .« Ruth und der Student schwebten zwischen den Tanzenden vorüber.

Felician stand auf und legte sich, von Stella entfernt, wieder auf die Kissen. Er sah das Tanzen sinken und steigen, die Geige zog es hoch und ließ es leicht widerstrebend wieder fallen. Und die Lampions nickten. Um ihr gebrochenes Licht hingen sich die zehrenden Töne der Geige.

Felician wußte nicht mehr, ob es die Musik war, die sich gelb über ihn legte, oder ob die wiegenden Lampions die Musik ausstrahlten. Wie köstliche Geschenke hielten die Männer ihre Geschöpfe in rosiger und weißer Haut in den Händen. Warm atmeten die Frauenkörper und dufteten nach frischem Leinen. Ihre bloßen Arme kühlten die mattglänzende Luft.

Ruth setzte sich zu ihm. Bald sah Felician nichts mehr außer dem grünen Pierrot. Seltsam, wie vertrauensvoll er zu ihr war! Sie wußte alles über ihn, und wie es mit ihm stand! Er versank in ihrer

tröstenden blaugrauen Stimme.

Sie erzählte ihm, warum sie und ihr Freund sich von dem ursprünglichen Verein getrennt hätten.

»Wir können jene Menschen durchaus achten, aber sie haben den Zusammenhang mit dem Leben verloren. Ich habe unter meinen Schülerinnen einige, welche sicherlich nicht erreichen, was ich wünsche. Sollte ich sie deshalb ausweisen? Nein, ich mache aus ihnen, was möglich ist. Ich rechne mit dem Leben.«

Alle Tanzenden hatten die Hände gestreckt.

Die fallenden Geigentöne schlangen sich um nackte Arme und durchscheinende, weiche Schenkel. Die Lampions schwebten geschwellt wie die buntumhüllten edlen Brüste der unter ihnen tanzenden Frauen.

Ruth sagte:

»Ein weinendes Kind auf der Straße trösten ist wertvoller, als alle geistigen Versammlungen.«

Man hatte sich müde getanzt. Nun lagen sie auf den Teppichen, aneinander gelehnt, einer den Kopf auf dem Schoß des anderen. Selbstvergessen wiegte die Geige die Ruhenden ein. Die Mädchen lagen so müdeschwer in Unschuld und Sinnlichkeit. Schwach glitt der Geigenbogen über die Saiten.

Fast alle schliefen. Ein Maler zeichnete die Liegenden. Der mittelalterliche Student und der grüne

Pierrot saßen Hand in Hand neben Felician. Sie luden ihn ein, in ihre »Kolonie« herauszukommen. Das war ein kleines Haus im Freien weit vor der Stadt, wo eine Anzahl gleichgesinnter Menschen die freien Tage miteinander verbrachten.

Die Geige flötete süß. Die Lampions vergingen. Atmende weiße Körper dehnten sich im Schlaf.

Durch die hohen Atelierfenster glitt ungerufen fahler Morgen. Felician sah plötzlich eine Maske mit totenhaften Zähnen vor sich. Stella fragte, ob er noch bleiben wollte. Sie ginge.

Er machte sich langsam fertig. Die Lampions glommen schwächer im Frühlicht über den Reihen schlafender Menschen. Dann folgte er Stella wie seinem bösen schwarzen Schatten nach draußen.

Auf dem Nachhausewege sprach er nicht zu ihr. Allerlei Beunruhigungen und tastende Vornahmen, die ihr feindlich waren, wachten in ihm auf. Es war ihm, als ob in den wenigen Stunden des Festes Bedeutsames in ihm vorgegangen sei.

\* \* \*

Das alte Leben begann wieder. Felician jagte von einem Tag in den anderen. Stella hoffte, er würde seine Schwächemomente, wenn man ihm beistand,



überwinden. Sie war stets liebevoll und nachsichtig zu ihm.

Der Architekt Deutsch hatte seine Uhr versetzt und sah keinen Grund, sie wieder einzulösen. Er fand es überhaupt närrisch, wie jedes Menschlein seinen Apparat bei sich trug, um die Zeit, die ihm zustand, hübsch einzuteilen. Schlafens- und Essenszeiten waren bei ihm täglich andere. Einmal trank er nachmittags um sechs den Morgenkaffee, ein andermal nachts um zwei. Ohne die wiederkehrenden gewohnten Einschnitte empfand er sein Leben als losgelöster und bedeutender. Da er alles seiner augenblicklichen Neigung überließ, war ihm schon immer wenig Zeit für die Arbeit übrig geblieben. Doch während ihn früher Dinge von Wichtigkeit beschäftigt hatten, vertat er jetzt die Zeit mit Unterhaltung, mit Nebensächlichkeiten in seiner Wirtschaft, der er nun eine merkwürdige, unverhältnismäßige Wichtigkeit beimaß. Er lebte von wenigen Sous den Tag und borgte jeden an, bei dem es halbwegs erfolgreich schien. Übrigens glaubte er von allen, die mit ihm verkehrten, daß sie unter seinem Einfluß ständen. Wenn Felician bei ihm war, zeigte er ihm lobende Briefe von bedeutenden Persönlichkeiten über sein Bauwerk, den Zeitungskiosk. Einmal sprach er von seinem neuesten Gedanken, ein Haus ohne Fenster zu

bauen. Es widerspräche nämlich der Grundidee eines Hauses, es mit der Außenwelt zu verbinden. Er wollte beständig Licht brennen und Sauerstoff zuführen lassen. Dann hatten sie eine halbe Stunde darüber disputiert, ob er seinen Namen als Baumeister in dem zukünftigen Werke eingravieren lassen sollte, oder nicht.

Felician hatte darüber nachgesonnen, wie dem Deutsch zu helfen wäre. Er konnte ihm nicht mehr zusehen. Er kaufte ein Tagebuch und schenkte es Deutsch zum Geburtstag. Er riet ihm dringend, Tagebuch zu führen. Man erhalte dadurch Übersicht über sich selbst und stände nicht so ohne alle Verbindung mit dem Einstmals da. Und er schrieb ihm eine allgemeine Tageseinteilung, wieviel Stunden der Arbeit, der Erholung und so weiter zugewiesen werden müssen — wie sie ein berühmter Professor als am rationellsten kürzlich veröffentlicht hatte — auf die erste Seite.

Deutsch aber fand es erstens höchst albern, daß Felician ihm gerade zum Geburtstag etwas schenkte, er hätte das jeden anderen Tag auch tun können, und zweitens sei er kein kleines Mädchen, das sich ein Poesiealbum oder Tagebuch anlege. Felician nannte aufgebracht Deutsch kurzsichtig und blöde. Darauf warf ihn der mit ruhiger Miene aus dem Hause heraus.

Felician stürmte zu Stella ins Turmzimmer.

»Seht ihr denn nicht, daß Deutsch verkommt?« schrie er. Aber Stella antwortete ihm, daß bei einem so hochstehenden Manne wie Deutsch jeder andere sehr schwer feststellen könne, ob seine Linie aufwärts oder abwärts führe. Sie enthielte sich durchaus des Urteils.

Wieder endete er an diesem Abend mit wirbelndem Kopfe in schlechter Gesellschaft. Seine Gewissensbisse in den Tagen darauf machten ihm die Gegenwart Stellas fast unerträglich. Doch begann sein Körper entnervt und seine Seele stumpf für feinere Unterschiede zu werden.

Deutsch bekam kurze Zeit darauf einen Magenkatarrh. Das unregelmäßige Essen und die schlechte Ernährung, die er bei geringen Nebenverdiensten seit Jahren gehabt hatte, machte sich bemerkbar. Er selbst hielt das Leiden für eine Nervenkrise und war der Ansicht, daß es durch Überanstrengung hervorgerufen sei. Als Kranker handelte er nun noch mehr ganz nach seinem augenblicklichen Wohlbefinden und gab das Geldverdienen vollständig auf. Sein Wirt exmittierte ihn. Er zog zu Degrés. Dieser benutzte ihn als Mittelsmann für seine geschäftlichen Unternehmungen.

»Ich muß Ihnen doch durchaus recht geben, Degrés,« sagte Deutsch. »Der schöpferische Mensch darf den nur genießenden Bürger schädigen um der hohen Ziele wegen.«

»Weiß schon, weiß schon, lieber Freund,« schmunzelte Degrés.

Deutsch verstand nicht seinen Ton. Übrigens war es merkwürdig, wieviel Wert der Architekt jetzt auf seine Kleidung legte. Wenn er einen neuen Anzug anhatte, machte er jeden mehrere Male darauf aufmerksam und zupfte fortwährend an ihm. Auch achtete er peinlich darauf, daß sein Äußeres nicht gegen die Mode verstieß. Er beratschlagte lange Zeit mit seinem Friseur, wie er sich den Bart schneiden lassen sollte. Einmal ließ er sich einen, übrigens unehrenhaften großen Verdienst entgehen, weil sein Jackett ein klein wenig andersfarbig war, als die Beinkleider, und er so keinen Besuch machen zu können meinte.

Ein Jahr darauf ging Deutsch mit einem alten, geisteskranken Fräulein als Reisebegleiter nach Mexiko, da, wenn er nicht Geld verdiente, seine Krankheit bald zu seinem Ende geführt haben würde. Das Fräulein glaubte, die natürliche Tochter eines dort begrabenen Aztekenkönigs zu sein, und wollte ihren Vater besuchen. Er muß sie mit »Ihre prinzliche

Hoheit« anreden. Als Entgelt dafür zeigte sie viel Interesse für sein einziges Werk, dessen grundlegende Probleme er ihr von Zeit zu Zeit erörtern durfte. Er betonte überall stets, daß er den Posten nur angenommen habe, um sich der Baukunst zu erhalten.

Degrés war in seiner Entwicklung abermals vorwärts geschritten. Nach immer geistigerem Ausdruck in seiner Kunst strebend, störte ihn an den Gebilden, die er entwarf, allmählich immer mehr, daß Material, Leinwand und Kohle dazu nötig war. Das Sichtbare an sich wurde ihm zu sinnlich. Und er hörte ganz auf zu malen. Er hatte oft das Bedürfnis dazu; dann dachte er sich das Bild zusammen. So wurde es stets so unstofflich, wie seinem Empfinden nach die reinste Kunst sein mußte. Er saß in dem leeren Atelier, und sah mit seinem spitzen kahlen Gesicht tagelang in das Nichts.

\* \* \*

Eines Tages wollte Stella Felician abholen, um mit ihm zu Weinbaum zu gehen.

»Laß mich in meinem ruhigen Zimmer, Stella,« bat er. »Weinbaum peinigt mich, wenn ich ihn sehe. Ich kann seine Leiden nicht mit ertragen.«

»Schwächling,« sagte Stella.

Felician schwieg und sah sie an. Mißgünstige Gedanken stiegen in ihm auf. Seine Augen verschmälerten sich. Er wollte ihr jetzt etwas erzählen. Er wollte sich rächen für all die Schmerzen, die sie ihm bereitet hatte, für die klägliche Rolle, die er hier spielte. Auch sie sollte verzweifeln! Sie sollte endlich einmal jene Sicherheit verlieren, um deretwillen er sie haßte und beneidete. Lauernd, in einem häßlichen Ton, den Stella nicht an ihm kannte, begann er:

»Du scheinst nicht zu wissen, daß Francoise wieder in das Nachtlokal geht, daß sie wieder ganz ihr früheres Leben, nur in fortissimo führt . . .« Und dann setzte er ihr eindringlich, und jedes Wort mit Genugtuung betonend auseinander, Stella könne überhaupt nichts erreichen. Ihre ganze Lebensaufgabe sei hinfällig, denn Dirnen hätten gar nicht das, was die Voraussetzungen zu Stellas ethischen Forderungen bildete: sie hätten keine sittlichen Hemmungen, kein Gefühl für die Einzigkeit von Erlebnissen. Es sei lächerlich, auf etwas, was nicht da ist, zu bauen.

Aber die erwartete Wirkung blieb aus. Stella lächelte nur trübe. »Was ändert das daran, daß man arbeiten muß, Grundlagen zu schaffen? Und selbst wenn dies nicht möglich ist — was tut es meiner Idee vom Sittlichen, die ewig ist?«

Sie ging allein zu Weinbaum.

Dieser lebte neben Francoise in beständigem Qualkampf mit sich selbst und mit Francoise. Sie ließ sich von anderen Männern bezahlen, obwohl sie durchaus nicht Geld nötig hatte und es oft verschenkte, aber sie sah nicht ein, weshalb sie umsonst ihren Körper geben sollte. Allerdings mußte sie sich vor Weinbaums jähzornigen Ausbrüchen vorsehen und sie klug ableiten. Doch gerade wegen der rasenden Wut, in die er über sie geriet, liebte sie ihn noch mehr — wie von Anfang an die gigantische Schleuderkraft seines Geistes auf sie gewirkt hatte. Ja, sie steigerte noch durch Couplets, in denen sie seiner Freunde Intimitäten, die ihm auch bekannt waren, vorkommen ließ, seine grauenhafte Qual. Erst wenn sie ihn dann vor Eifersucht aufs höchste gereizt und ihn gleichzeitig willenlos und zitternd vor Begier nach ihrem kleinen Körper gemacht hatte, war sie in einem Sinnentaumel und genoß ebenso wollüstig seine Küsse wie seine Bisse, die sie nicht mehr voneinander unterscheiden konnte.

Weinbaums Gedichte hatten alle Gebundenheit abgeworfen. Sie waren plötzlich aufbrechend und wieder abbrechend. Sie spannten sich mit ungeheurer Kraft zusammen und barsten zerstörend. Noch seine sanftesten Verse rissen die Seele in Rucken aus ihren

Bahnen und verletzten sie. Mit seinem grauen, nach oben gerichteten Gesicht, in das die großen Augen hineingesetzt waren mit dem Blick eines Bernhardinerhundes, saß er in den Cafés und wartete auf Francoise, ertrug, was auch kam, und schaffte Werk auf Werk, in einer Hast als ob jedes das letzte sein könnte. In ihnen gab er seine geheimsten Erlebnisse mit Francoise preis, mit einer Selbstentblößung, die keine Scham kannte.

Zu dieser Zeit befand sich Stella auf einer Agitationsreise für ihren Verein. Als sie zurückkehrte, fand sie Felician nicht mehr in seiner Wohnung vor. Er hatte keine Nachricht für sie hinterlassen.

\* \* \*

Felician verlebte Tage untätigen, doch innerlich vulkanischen Wartens. Er verließ sein neues Zimmer nicht. Er lag im Bett oder halbangezogen auf dem Sofa. Er hatte eine Scheu diese Passivität nach irgendeiner Seite hin aufzugeben. Klar war in seinem Bewußtsein nur dies: Er hatte das Leben so nicht mehr ertragen und hatte — zum zweiten Male — mit allem gebrochen. Wahrscheinlich war es Schwäche und sicher Verräterei von ihm gewesen. Was nun mit ihm werden sollte, wußte er nicht. Ruth tauchte bei den



verschiedensten Gedankengängen in seiner Zukunft immer wieder auf. Der grüne Pierrot würde alles wieder gutmachen. Ihre weiten, guten Augen hatten es ihm doch versprochen! Wie diese Rettung zu denken war, hätte er nicht sagen können, und er beschäftigte sich auch nicht damit. Sie hatte ihn zu ihrer »Kolonie« vor der Stadt eingeladen. Dorthin wollte er gehen. Das war es, worauf er wartete. Er ließ sich noch eine Weile Zeit. Er hatte das instinktive Bestreben, die vielen Hin- und Hergedanken in sich anzusparen, eine endgültige Entscheidung hinzuziehen. Er lebte in einer gewissen, im Grund unmotivierten Hoffnung, daß sich in der Kolonie die Dinge für ihn lösen würden, und seine Tage waren unbewußt auf jene Stunde eingestellt. Endlich entschloß er sich hinauszufahren.

Von einem leeren Dorfbahnhof mußte man eine halbe Stunde nach dem kleinen Hause gehen, das in der Mitte einer weiten Wiese nicht fern von einem See lag. Die meisten Mitglieder der Kolonie fuhren mit Zweirädern hin. Sie hatten ein verlassenes altes Bauernhaus gekauft und selbst bunt bemalt und nach eigenem Geschmack hergerichtet.

Als Felician anlangte, war der blaue Himmel angefüllt mit Sonne, die unvermittelt auf die grüne Fläche herabschoß. Auf der Wiese liefen und stürmten Männer und Frauen im Ballspiel. Sie schlugen mit den

Fäusten auf einen leichten kopfgroßen Lederball ein, daß er hoch in das Blaue fuhr und niedersank, bis er kurz vor der Erde von der Gegenpartei abgehauen wurde. Die beiden Gruppen waren etwa gleich kräftig, so daß nur ein leichtes Hin- und Herwellen der Menschen den Platz bewegte. Man pflegte hier keinen hastigen oder rohen Sport, sondern Spiele, die Kraft aber kein Übernehmen der Körperbewegungen forderten.

Als eine Pause eintrat und einige Spieler in den See baden gingen, andere ins Haus, wo musiziert wurde, machten Ruth und der Student Felician bekannt.

Es waren alle Berufe vertreten. Architekten, Mediziner, Kaufleute, Sozialisten hatten dieses gemeinsame Haus. In kluger Mäßigung trafen sie sich hier ein- oder zweimal in der Woche. Sie wußten, daß, trotz aller Gleichgesinntheit, ein tägliches Zusammensein, wie es das Beieinanderwohnen mit sich gebracht hätte, freudeloser und unvorteilhafter werden konnte. Die gewöhnlichen Dinge des Alltags machte jeder für sich ab und kam losgelöst und im Verhältnis zum Anderen frei hierher. Wenn sie in der Kolonie waren, traten ihre Berufe zu Spezialangelegenheiten zurück und machten dem dahinterliegenden gemeinsamen Menschentum Platz. In der Kolonie wurden Gedanken und Entwürfe der

schaffenden Männer und Frauen den Freunden unterbreitet, welche das Gezeigte ernst prüften und zu Änderungen anregten. Für alles, was den Kolonisten wichtig war in ihrem Leben, fanden sie in der Kolonie einen Resonanzboden, der ihnen allmählich unentbehrlich geworden war. Manches wurde hier auch praktisch ausprobiert, so hatte Ruth Versuche mit einer neuen, freien und doch der sachlichen Zeit entsprechenden Männerkleidung gemacht, die hier draußen angelegt wurde. Seit langem wurde des Abends aus den wenigen ewigen Büchern der Menschheit, wie der Bibel, dem Homer oder dem Don Quijote, vorgelesen. Winter und Sommer wurden die Körper im Spiel auf der Wiese und im Wasser gestählt. Man trieb keinen ästhetischen Schönheitskult, sondern war auf Anwendung im Leben bedacht.

»Wir sind nämlich der Ansicht,« schloß der Student seine Erklärungen: »Man soll wie die Kinder sein — oder aber seinen p. p. Geist gefälligst dazu benutzen, die Welt anständig einzurichten.«

Felician stand auf der Wiese und sah den Spielenden zu. Ihm blendeten die pralle Sonne und das Glitzern des Sees die Augen, die vom vielen Verzweifeln zusammengekniffen waren. Die Männer spielten feurig, die Mädchen freudig bei der Sache, beide mit vollkommener Ansetzung der Kräfte.

Felician fand es hier — mit einem kleinen Neid in der Seele — wundervoll. Er wollte mitspielen. Man war freundlich behilflich, ihm die Technik des Stoßens zu erklären, und er konnte es bald. Auch das Spiel begriff er schnell. Aber es war sonderbar, daß er, obwohl er doch durchaus nicht als Fremder behandelt wurde, doch nicht das Gefühl ablegen konnte, daß er hier nicht hineingehörte. Wenn er beim Spiel ein neckendes Scherzwort ebenso erwidern wollte, klang es — ganz gegen seinen Willen — anders, Entfernung betonend, ja sogar ein wenig verletzend. Das spürte er gut und konnte doch, so sehr er sich auch anstrengte, ihren harmlosen Ton nicht finden. Je mehr er bemüht war, mit ihnen lustig zu sein, desto mehr daneben trafen seine Worte. Wenn er wie sie scherzen wollte, wurde er spöttisch. Man ließ ihm dies nicht merken, höchstens trafen ihn forschende Blicke. Er fühlte deutlich, daß er unter den Spielenden eine üble Figur abgab, und hörte zu spielen auf.

Er ging zu dem Studenten, unter dessen Anweisung eine Anzahl junger, doch hochgewachsener und geschmeidiger Mädchen Revolverschießen übten. Der Student sagte, daß die Frau, die zur Abwehr irgendwelcher Angriffe über keine große Körperkraft verfüge, diese durch die Pistole ersetzen müsse. Hierin und in Ähnlichen lägen die eigentlichen Aufgaben der

»Maschine«. Unschätzbar sei das Selbstbewußtsein, welches mit dem Gefühl entstände, daß man sich auf die persönliche Kraft verlassen kann.

Hieran anknüpfend machte Felician zu den jungen Mädchen einige Bemerkungen. Er wollte sein Verstehen für die Sache in freundlicher, humorvoller Weise ausdrücken und sie zugleich erheitern. Sie aber glaubten, daß er sich über sie lustig mache, und antworteten ihm nicht. Gereizt hierdurch suchte er witzig zu sein und wurde statt dessen frech. Er sah ein, daß seine ganze Stellung wie seine Sprache hier getrübt sei. Gemartert suchte er sich darüber klar zu werden, warum diese Umgebung so auf ihn wirke. Wenn er so dem Treiben zusah, mußte er sich gestehen, daß er sich ein wenig über das Glück aller dieser Menschen ärgerte. Etwas an ihrer Sicherheit und Freude war ihm wohl unsympathisch. Als er sich bei solcher Erkenntnis ertappte, lächelte er verlegen, fast hämisch.

Er wandte sich Ruth zu. Auf dem Atelierfest und dem Ausflug hatten sie sich so gut verstanden. Aber auch mit ihr kam er in kein inhaltreiches Gespräch. Über seine Angelegenheit mit Stella mochte er nicht sprechen, die Zeit mit ihr sollte erinnerungslos für ihn erledigt sein. Sonst aber fand er keinen Angriffspunkt zur Unterhaltung. Er dachte: vielleicht finde ich unter

den anderen jemanden, der für mich etwas bedeuten kann, und ließ sich von Ruth in eine Unterhaltung einführen, welche vor den grünen Fensterläden des Hauses am Frühstückstisch geführt wurde. Aber auch hier konnte er in kein richtiges Verhältnis zu den Menschen kommen. Er glaubte stets hinter den Worten, die doch genau so gelten sollten, wie sie gesprochen waren, einen Hintergrund zu finden, und tat unangenehme Fragen. Seine Antworten auf ihre Verbesserungen enthielten dann einen beleidigten Ton. Er merkte: man fand ihn hier wenig angenehm. Aber er konnte es nicht ändern. Obwohl auch Ruth befremdet war, war sie zu ihm genau so liebevoll wie auf dem Atelierfest. Sie bemühte sich, in dem Gespräch auszugleichen und gab ihm mehrere Male, ihn unter einem Vorwand fortrufend, Gelegenheit, sich mit ihr allein auszusprechen. Obwohl er dies merkte, erzählte er ihr nebensächliche Dinge, die sie gar nicht interessieren konnten. Er versuchte immer wieder, sich bei den anderen beliebt zu machen, und wurde, als es mißlang, auf sich, aber auch zugleich auf diese Menschen wütend. Er machte sie bei sich im geheimen herunter, wobei er doch die Berechtigungslosigkeit dazu spürte, und äußerte gelegentlich etwas leise Tadelndes. Ruth bewies ihm leicht seinen Irrtum, so daß er beschämt und ärgerlich schwieg. Einer der

verständnisvollen Blicke zwischen ihr und dem Studenten vergrößerte seinen Ärger gegen beide. Er suchte nach etwas, was er ihm wohl anhängen könnte, und da ihm nur der Altersunterschied um einige Jahre zwischen jenem und sich einfiel, nannte er ihn bei sich wegwerfend ein »unreifes Studentlein«. Endlich hätte er vor Zorn und Schmerz, daß er nirgends Anschluß fand, fast geweint. Er wurde selbst gegen Ruth unhöflich. Seine Reden wurden verzerrt, sein Hang unästhetische Dinge zu sagen so stark, daß er sie, trotz seines Ekels vor sich selbst, laut werden ließ. Schließlich machte er eine andeutende Bemerkung, welche das Verhältnis zwischen Ruth und dem Studenten betraf. Er hatte es selbst nicht aussprechen wollen, nur bei sich gedacht, und wollte sich im gleichen Moment auf den Mund schlagen. Einige Jünglinge stellten ihn zur Rede, und es wäre zu Tätlichkeiten gekommen, wenn sich Ruth nicht ins Mittel gelegt und ihn fortgeführt hätte. Besinnungslos vor Scham wich er ihrem Blick aus und eilte davon.

Als Ruth zu ihren Freunden zurückkehrte, sagte sie:

»Es ist ein armer Mensch. Er ist furchtbar gequält worden. Er wird von einem Ort zum andern getrieben ohne Ruhe zu finden.«

»Ja . . .« antwortete achselzuckend der Student.

»Wir leben in einer Zeit, in der die vielen neuen ›Errungenschaften‹ noch nicht Besitz und Freude wurden.«

\* \* \*

Es war, als ob sich der Schmerz und die Wut seines ganzen Lebens in Felician bis zu dieser Stunde verhalten aufgespeichert hätten, um nun mit sinnloser Gewalt hervorzubrechen. Seine vielfältigen lange fressenden Leiden und das ewige Aufkämpfen gegen die Welt hatten seinen Willen aufgerieben, daß er nun nichts mehr wußte vom Rechten und Unrechten und nichts mehr wissen wollte.

Und Ruth, — Ruth, diese wundervolle Frau hatte er auf das gemeinste beleidigt, und man hatte ihn in ihrer Gegenwart fast hinausgeworfen! Felician verkaufte seine Bücher und einen großen Teil seiner Sachen, um zu mehr Geld zu kommen. Er wollte sich nicht mehr so einschränken, wie sein kleines Vermögen es nötig machte.

Er bewohnte jetzt in der Hallengegend das größte und teuerste Zimmer in einem schlecht erleuchteten Hotel mit sehr schmalem Eingang und schmutzigen, hölzernen Wendeltreppen. Am Tage war es sehr ruhig, aber abends und des Nachts klappten die vielen Türen



ungeniert auf und zu. Im Parterre war ein Lokal, vor dessen Eingang stets eine häßliche aufmerksame Frau stand, die vorbeikommenden Männern zumurmelte: Belles filles, belles filles . . . Hinter dem halb hochgehobenen ausgefransten Vorhang schwamm dickes rotgelbes Licht.

Die Gegend war berüchtigt als Aufenthalt für die unterschiedlichsten Existenzen, die, im Heimatland aus irgendwelchen Gründen unmöglich geworden, hier auf allerlei Weise sich Erwerb suchten. Es kam vor, daß unter Felicians Fenster plötzlich ein Mann die Hände hochhaltend in deutscher Sprache um Gottes und der gemeinsamen Heimat willen bat, ihm Brot oder ein wenig Geld herunter zu werfen. Felician antwortete, indem er dem Fremden, über das Fensterbrett gelehnt, in das Gesicht grinste. Der sah, daß nichts zu holen war, und ging zu den Nebenhäusern. Felician arbeitete nichts mehr. Er stand immer erst mittags auf, und war nachmittags und die Nächte auf den feuchten Straßen. Er scherzte mit den Straßenmädchen, wenn sie sich, bunt beklebt, mit steifen Schrittchen an den Ecken versammelten, und rief mit ihnen gutgekleideten Paaren anzügliche Bemerkungen nach. Ging eine sehr dekolletierte Dame vorüber, lächelte er den Herren, die gleich ihm ihr nachsahen, verzerrt zu. Jede Nacht war er unterwegs.

Je mehr er Ekel vor den Menschen hatte, die um diese Zeit die Straßen seines Viertels bevölkerten, desto näher suchte er sich mit ihnen anzufreunden.

Als Felician zum ersten Male in das Bordell im Parterre ging, eines der niedrigsten der Stadt, wo kleine Provinzler und einheimische Proletarier ihr Geld vertaten, wollte sich Widerwillen in ihm melden, der aber sogleich in Genuß am Widerwillen überging. Und während er sich dunkel bewußt war, daß er die Welt schänden wollte, diese Welt, die ihm so viel Erniedrigung und Qual gebracht hatte, sagte er sich, er könne davon auch ein Vergnügen haben. Seitdem verbrachte er ganze Tage unter den hold verwüsteten Gesichtern mit gefärbter und faltiger Haut. Das Bordell bestand aus vielen, durch halbhohe Türen getrennten Räumen, in denen Eiterlicht quoll. Wenn Besucher kamen, versteckte er sich. Das Gesicht der alten Kuppelmutter, die die Männer hereinbrachte, triefte vor habgierigen Runzeln.

Er trank immer mehr und rekelte sich lallend auf den Betten. Die Mädchen benutzten ihn wegen seiner Gutmütigkeit zu Botendiensten. Er wühlte mit Lebemännern und Dirnen in zotigen Vorstellungen. Er freute sich an Roheit und Vertiertheit.

\* \* \*

Eines Nachmittags hörte Felician auf seinem Korridor ein lautes Zanken von Weiberstimmen. Als eine dann die Treppe herunterzugehen schien, trat er hinaus und fragte das Mädchen, das in dem Zimmer neben ihm wohnte, was es gegeben hätte. Sie erzählte, sie hätte gestern zusammen mit ihrer Freundin in einer Droschke einem betrunkenen Herrn sein Portemonnaie mit zweihundert Francs abgenommen, und nun wolle die Freundin nicht ehrlich teilen.

Felician fragte:

»Ja, bist du dir denn nicht bewußt, daß du etwas Schlechtes tust, wenn du dich an dem Eigentum anderer Menschen vergreifst?«

»Was soll denn daran schlecht sein?« antwortete sie.  
»Wir haben zusammen eine Weinreise gemacht, und der Dicke wollte in der nächsten Bar den Rest versaufen. Da können wir armen Mädchen das Geld doch besser brauchen. Der Wirt verlangt immer höhere Miete.«

»Die Dame interessiert mich,« dachte Felician. Sie hieß Jeanette und wußte sich das Leben einzurichten. Sie quartierte sich bei ihm ein. Er ließ sie in seinen Papieren kramen und mit einem Gefühl der Rache und Genugtuung in Stellas Briefen stöbern.

Kurz nachdem Felician in das Hotel gezogen war,

ließ sich eines Abends ein Herr Max Eckenberg bei ihm melden, indem er ihm seine Besuchskarte hineinschickte. Felician wunderte sich über den Namen. Ein Herr mit rötlich blondem, kurzem Backenbart trat ein und stellte sich als sein Vetter aus München vor. Felician war darüber sehr erstaunt, denn er erinnerte sich nicht, daß er Verwandte mit seinem Namen jemals gehabt hatte.

»Aber merken Sie denn nicht, daß wir uns ganz ähnlich sehen?« fragte der Herr, und führte ihn zu einem Spiegel. Felician erschrak über die tatsächlich unverkennbare Ähnlichkeit. Derselbe Bart, dieselbe Stirn, mit denselben hohen blonden Haaren, die bei beiden schon etwas fahl wurden. Felicians Verwirrung steigerte sich zu einer unbestimmten Angst, als er bei dem Schein der Lampe erkennen mußte, daß das ganze Gesicht des Fremden dem seinen völlig gleich war. Höchstens die Augen blickten stechender. Der andere Herr Eckenberg sah, was den Anzug anbetraf, ziemlich heruntergekommen aus. Er trug feine Sachen, die aber sehr abgenutzt und schmutzig waren. Er bat Felician bei dem Gedächtnis von dessen verstorbenen Eltern, seinem Onkel und seiner Tante, die immer viel für die armen Verwandten getan hätten, um ein kleines Darlehen.

Felician fiel es auf, daß jener bei dem Erwähnen

gemeinsamer Verwandter stets Bemerkungen machte, die auch bei den meisten anderen gepaßt hätten. Er wurde stutzig, als der Vetter ihn nach dem Ergehen seiner Geschwister fragte, die Felician nie besessen hatte. Er überzeugte sich durch ein paar Fragen vollends davon, daß er einen Betrüger vor sich hatte. Gleichzeitig erinnerte er sich, daß sein Wirt, als er einzog, ihn eingehend nach seinen Familienverhältnissen gefragt hatte. Die sichere Art dieses Mannes und die sonderbare Weise, auf die er sich Geld verschaffen wollte, belustigte ihn jedoch höchstlich. Er holte angeregt Kognak und in kurzer Zeit waren beide in sehr vergnügter Stimmung. Felician ließ den »Vetter« durchblicken, daß er sein Geld bekommen sollte, weil er seinen Einfall sehr hübsch fände. Darauf riß sich der Besuch seinen Bart und die Perücke ab. Ein untersetzter Mensch mit breitem, plattgedrücktem Gesicht stand vor ihm. Felician trank mit ihm noch am selben Abend Brüderschaft.

Sein neuer Freund führte Felician in allerlei Geschäfte ein. Er machte ihn mit den Schlichen der Einwohner dieses Viertels, um Fremde zu fangen, bekannt. Felician zeigte sich gelehrig und eifervoll. Sie warteten zusammen vor den Bahnhöfen auf Provinzler, zeigten ihnen Nachtlokale und vermittelten ihnen zum

Schluß eine Dirne aus ihrem Bekanntenkreis. Von allen verdienten sie: von den Reisenden, vom Lokalbesitzer und den Straßenmädchen. Felician half mit an dem Vertrieb gewisser hygienischer Artikel, wofür der Pseudovetter von einer Fabrik mit hoher Provision angestellt war. Felician konnte jetzt viel Geld brauchen, denn er trug die besten Sachen, fuhr gern Automobil und machte teure Geschenke an Damen, die ihm gefielen. Er und der »Vetter« boten Leuten, die durch Brand oder Einbruch Schaden erlitten hatten, ihre Dienste an, ihnen zu zeigen, wie sie möglichst hohe Summen von den Versicherungsgesellschaften heraus schlagen könnten. Gelegentlich gingen — das war Felicians Gedanke — er, Jeanette und der Vetter auf Schaubudenplätze, wo sich Menschenmengen aneinander drängten. Dann beschuldigte Jeanette einen gutgekleideten Herrn, der neben oder hinter ihr stand, er hätte sie unsittlich berührt. Felician und der Vetter traten sofort vor und bezeugten, es gesehen zu haben. Jeanette schrie entrüstet nach der Polizei, bis der Herr ihr gewöhnlich heimlich Geld gab, um keine weiteren Unannehmlichkeiten, wie sie die laute Verhandlung schon mit sich gebracht hatte, zu haben.

Andere Male verabredeten die drei, Jeanette solle sich ansprechen lassen, sich willig zeigen und in einen

dunklen Park führen lassen. Felician und sein Vetter folgten dem Paar aus der Entfernung, versteckten sich und warteten beobachtend oder ihnen von Baum zu Baum nachspringend, bis sie Verbotenes taten. Dann traten sie plötzlich hinter den Bäumen hervor und drohten mit Anzeigen. Gegen entsprechende Summen ließen sie sich erweichen davon abzustehen.

Männer, die in Querstraßen standen und mit schielenden, beißenden Blicken suchten, zogen Felician zu sich. Die heißen Mädchenaugen junger Männer mit blonden Friseurfrisuren machten ihm Vorschläge. Er nahm alle an. »Es ist alles natürlich,« sagte er und stieß ein Lachen aus, das wie Husten klang.

Er ließ im Inneren des Bordells auf seine Kosten eine kleine versteckte Galerie bauen, von wo aus er alle verhängten Abteilungen überblicken konnte. Dorthin lud er seine näheren Bekannten ein, wenn er ihnen etwas Besonderes bieten wollte. Er führte den Mädchen jetzt regelmäßig Kunden zu, besonders einer fleischigen Dirne namens Dolly, mit rosigem Gesicht, das durch die dunkel angelaufenen Augen und die Trockenheit des Rosa brutal wurde. Ihre vollkommene Abgebrühtheit, mit der sie sich als Einnahmequelle ansah, und ihre starken Ausdrücke hatten ihn, zugleich mit größtem Ekel, angezogen. Seine Freundin

Jeanette, welche auf die Straße ging, wurde böse über diese Begünstigung. Als sie einmal auf der Treppe des Hauses Dolly trafen, beschimpfte Jeanette sie. Die Folge war, daß Dolly auf der schmalen Stiege unbekümmert auf beide einschlug. Felician imponierte ihre Körperkraft so, daß er in der folgenden Zeit ganz in ihre Macht geriet. Auf ihren Befehl mußte er ihr die Kleider reinigen. Einmal hatte er sich so heftig auf sie, die schon im Bett lag, geworfen, daß ihr kleiner Spitz, in dem Glauben Felician wolle seiner Herrin etwas antun, ihn ins Bein biß. Davon hinkte er seitdem. Kamen Felician Gedanken, so folgte ihnen jedesmal eine maßlose Wut auf Stella. Er schenkte ihr Bild, schön eingerahmt, dem Bordell und hängte es, von allen Abteilungen sichtbar, auf.

Als selbst die Mädchen ihn einmal »Schwein« nannten, bewies er ihnen, daß das ganze Leben auf sexueller Basis beruhe. Hierdurch angeregt fiel ihm ein prächtiger Gedanke ein. Das war es, wonach er immer gesucht hatte! Er war voller Schadenfreude, während er sich an die Ausführung dieser Idee machte.

Er wollte einen Vortragszyklus speziell für Dirnen halten. Er machte Maueranschläge, und lud alle Mädchen aus dem Viertel in das Bordell ein. Eines Nachmittags kamen sie in Haufen mit ihren gehgewohnten Schritten. Felician hielt ihnen von



seiner Galerie herab eine Ansprache. Sie sollten nur nicht glauben, daß sie schlechter seien wie jene Frauen aus der Gesellschaft, die hoch geehrt würden. Im Grunde seien sie genau dasselbe und nur im Grad von ihnen unterschieden. Denn von ihnen bis zu dem »Verhältnis«, das den Betrag in Abendbrotform nimmt, ist nur ein kleiner Schritt. Und von dort ist es nicht weit bis zu dem besseren Mädchen, das der Versorgung wegen heiratet. Und von ihm wieder ist nur ein Katzensprung zu denen, welche einen Mann aus irgendwelchen Nebengründen nehmen, etwa weil sie aus dem Elternhaus fortwollen. Kurz — grundlegend ist kein Mensch vom anderen unterschieden, die Unterschiede sind nur quantitativ. Sämtliche Mädchen waren sehr aufgeräumt. Drei, die von der »christlichen Missionsanstalt für das Inland« bereits zur Aufgabe ihres Berufs bewogen worden und hierher gewissermaßen zur Abschiedsfeier gekommen waren, schickten der Anstalt nach dieser Rede ihre nackten Photographien mit Preisangabe. Alle kamen gern wieder.

In seinem zweiten Vortrag lehrte Felician, es käme im Leben überhaupt nur auf Gewohnheiten an. Man brauchte sich nur an Gemeinheiten zu gewöhnen, dann wären es keine mehr. Mit der Gewohnheit könne man den größten und störendsten Gewissensbissen zu Leibe

rücken. In ganz kurzer Zeit sei das Schlimmste selbstverständlich geworden. Diese großartigste Einrichtung der Schöpfung müsse man sich natürlich zunutze machen. Sonst sei man ja dumm. Man merke ja sehr bald nicht mehr, daß man im Versumpfen sei, und dann versumpfe man eben nicht. Dazu käme noch der recht günstige Umstand, daß alles »individuell« und daher nichts mit Sicherheit festzustellen sei. Wenn die Polizei zum Beispiel jetzt erschiene und ihn abführe, so wüßte niemand, ob er ins Gefängnis oder ins Irrenhaus oder auf einen Lehrstuhl für angewandte Ethik gehöre.

Hier erhob sich eine der ältesten Prostituierten, die jedoch noch ab und zu von Gewissensbissen geplagt wurde, und bedankte sich im Namen der übrigen für seine schönen Worte. Sie war ehrlich erfreut über die Hilfe, die ihrem Inneren gebracht worden war.

Bei Felician zeigten sich die Folgen seiner Ausschweifungen in allmählichem Ermatten seiner Kräfte. Dies brachte melancholische Stunden und üble Erinnerungen mit sich. Er hielt noch eine Versammlung ab. Er setzte auseinander: Wenn frühere Bekannte oder ihre Mütter zu ihnen sagten, sie müßten sich schämen, so sollten sie diese heuchlerischen Geschlechtsgenossinnen auslachen. Denn es kommt bei allen Weibern nur auf die Stärke der Verführung

an. Weiber sind nun einmal roh sinnlich. Es hat gar keinen Zweck, wenn ihr euch dagegen sträubt. Ihr seid Tiere und könnt nichts anderes sein als Tiere . . . Bei dieser Stelle empörten sich seine Hörerinnen. Sie holten ihn schimpfend von seiner Tribüne herunter und prügeln ihn mit den Regenschirmen.

Völlig ausgegeben ging er auf die Straßen. Die Nächte hingen in schleimigen Massen vom dickbauchigen Himmel. Die Helligkeit der Tage ließ ihn blinzeln; Gedankenflucht quälte jagend sein Hirn. Er hatte noch den Willen zum Laster, aber mit seiner Kraft war es vorbei. Es reichte noch dazu, daß er sich in Gespräche von spielenden Knaben auf der Straße mischte und sie fragte, ob sie nicht eine Braut haben wollten; aber seine Stimme hielt nicht mehr Schritt mit den Worten und wenn sie ihm nicht antworteten, bekam er den alten schmerzlichen Zug um den Mund.

Er sah stundenlang einem Pferd zu, das gefallen war und nicht wieder auf die Beine kommen konnte, und unterhielt sich angelegentlich mit dabeistehenden Leuten über die Möglichkeit, wie das Pferd sich erheben könnte. Er konnte nicht mehr so viel gehen, sondern stand mit schiefem Kopf und zitternd nach oben gerichteten Augen an den Ecken. Wenn er etwas sagen wollte, klapperten, bevor er ansetzte, seine Augenlider ohnmächtig auf und nieder. Er fürchtete

sich vor seinem Haus. Er war ja nie ganz bei seinem verwerflichen Leben gewesen. Er war gewissermaßen gezwungen worden. So entfernte er sich wieder von jener Sphäre seiner Erlebnisse, wie wenn sie kein Interesse mehr für ihn hätte. Eine Zeitlang nächtigte er in einem Park. In den Kaschemmen, wo er zu Mittag essen wollte, schlief er unversehens ein.

Ein alter einbeiniger Parkwächter, der Felician öfters in der Morgenkühle von seiner Bank sich hatte erheben sehen, wenn seine Schritte zu hören waren, bot ihm mitleidig an, ihn für wenige Sous als Schlafburschen zu sich zu nehmen. Felician nahm es gleich an. Er hatte nicht mehr viel Geld und war froh, nicht allein sein zu müssen.

So zog er in das niedrige rissige Häuschen, das zwischen ähnlichen schiefen Bauten und schmutzigen Hinterwänden in einem alten Teil der Stadt stand. Von weggeworfenen Hausgeräten waren die kleinen Höfe voll, in denen verbrauchte Armeleutewäsche zum Trocknen hing. Hier erholte sich Felician einigermaßen.

Er begleitete den Invaliden auf seinen kurzen Kontrollgängen und half der Frau in der Küche mit kleinen Handreichungen. Es tat ihm wohl, mit alten Leuten zusammen zu sein. Er verbrachte die Abende

mit weißhaarigen Portiersfrauen auf der Bank vor der Haustür und unterhielt sich mit ihnen über die einfachsten Dinge, wie die wöchentliche Treppenreinigung, über die kleinen Ereignisse in den Nachbarhäusern, und ließ sich über ihre verheirateten Kinder erzählen.

So lebte er einige Monate. Er bemühte sich, nicht an Vergangenes zu denken, und es gelang ihm leicht. Sein Kopf war ja schwach. Zeitweise war seine letzte Vergangenheit wie abgefallen von ihm. Und an die Zeit mit Stella konnte er kaum denken, weil es ihm zu anstrengend war. Er spielte gern mit dem kleinen braunen Hund des Invalidenpaares. Mit ihm beschäftigte er sich manchmal den ganzen Tag über. Er wusch und fütterte ihn sorgsam. Er gab ihm Koseworte und unterhielt sich mit seinen Wirtsleuten über die Eigenheiten Caros beim Essen. Er wollte nichts mehr mit großen Fragen zu tun haben. Der Verkehr mit diesen schlichten Leuten genügte ihm vollkommen. Wie diese, wollte er sich lediglich mit den kleinen örtlichen Angelegenheiten, mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens, befassen. Die waren Gott sei Dank bei allen Menschen gleich. Er mochte sich nicht mehr aufregen. Wenn er doch noch mehr Geld gehabt hätte! Dann würde er sich an einer ruhigen Ecke einen kleinen Laden gekauft haben, eine

Zigarren- oder Papierhandlung. Er würde hinter seinem kleinen Ladentisch sitzen, wo es warm war, und die Bekannten aus der Nachbarschaft bedienen. Man unterhielt sich vertraulich mit den Kunden und hatte gerade genug an Kopf aufzuwenden, um über seine kleinen Lagerbestände zu disponieren.

Er bekam Sehnsucht nach seinen alten Sachen, die er verkauft hatte. Er versuchte, sie zurückzuerhalten und es gelang ihm bei einigen wirklich. Diesen wies er besondere Ehrenplätze in seiner kleinen Stube an und betrachtete sie täglich eingehend. Sie verbanden ihn doch mit glücklicheren Zeiten! Eines Tages verfiel er darauf, Erinnerungen aus seiner frühesten Kindheit niederzuschreiben. Er vertiefte sich in jene Jahre. Das gab ihm ein wenig Befriedigung. Er dachte sich mit den möglichsten Anstrengungen in vergangene Stunden hinein. Wie gern wollte er sie zurückzaubern! Tagelang lebte er ganz in jener Zeit, war wieder mitaufgeregt bei den wilden Knabenspielen und rief die Namen seiner Kameraden. Seltsam klangen sie ihm nach so vielen Jahren ins Ohr.

Er sehnte sich nach vertrauten Menschen, die seine Jugend miterlebt, nach Verwandten, die ihn als Jungen gekannt hatten. Er schrieb einer alten Tante, bei der er nach dem Tode seiner Mutter oft zu Besuch gewesen war. Aber er bekam keine Antwort.

An warmen Tagen tat er jetzt in dem kleinen Vorgarten des Häuschens in der Mittagssonne leichte Gärtnerarbeit.

Wie schön wäre es, wenn er die alten Bekannten aus der Heimat, wenn er Gertrud wiedersehen könnte! Als dieser Name seine blassen Vorstellungen kreuzte, wurde Felician trübe und matt. Das war verscherzt. Er durfte sich nicht zu ihr zurückwagen.

Aber er dachte nun öfters an sie. Und an Onkel Lewald, der ihn immer gemocht hatte. Wie brüsk er aber auch damals mit ihnen gebrochen hatte! Sicher wollte man nichts mehr von ihm wissen!

Aber war es wirklich nie mehr wieder gutzumachen, was er getan hatte? Ob man es nicht wenigstens versuchen sollte? Noch an einem der letzten Tage hatte der alte Lewald ihm so warm zugeredet, zu ihm zu kommen, wenn er ihn nötig hätte. Ja, das wollte er tun. Und Felician schrieb an Professor Lewald. Er fragte nach einigen einleitenden Worten, ob Gertrud schon verheiratet wäre? Ob sie wohl noch an ihn dachte? Vermögen besäße er zwar nun nicht mehr, doch werde er eine kleine Stelle annehmen, die für geringe Ansprüche wohl sorgen würde. Wenn ihre Verwandten ihm nicht mehr zürnten, würde er wohl zurückkehren wollen. Auch mit ihnen werde er nun in Einverständnis

und Freundschaft zusammenleben können. Onkel Lewald möchte für ihn bei Gertrud ein gutes Wort einlegen.

Es dauerte nicht lange, bis die Antwort aus der Heimat kam: Lewald tröstete ihn in liebevollen Worten. Er solle nur Mut fassen, »es sei alles nicht so schlimm.« Er hätte mit Gertrud gesprochen. »Es würde sich schon wieder machen lassen.«

Zu dieser Zeit wurde Felician eines Nachmittags ohnmächtig in einer Kirche aufgefunden. Seine Wirtin hatte ihn schon vor längerer Zeit einmal mit in ihre Kirche genommen. Sie hatte mit gutem Instinkt die Ansicht geäußert, daß Erbauung für ihn angebracht sei, und er war willig gefolgt.

Seitdem hatte er sich gern gelegentlich in einer der alten Kirchen ausgeruht. Auch an diesem Tage war er, schnell erschlaft von der Großstadtbetriebsamkeit, in das hohe Gestühl einer Kathedrale niedergesunken. Das Gewölbe verschluckte mit einem Male wohltätig alle Geräusche, die ihn doch immer noch ein wenig aufforderten »mitzumachen« in der Welt.

Farbiges Dämmerlicht fiel durch die dunkelbunten Scheiben, auf denen Heilige in weltabgewandten Stellungen gemalt waren. Weiße lange Kerzen reckten mit schlanker, lautloser Gebärde ihre gelben Zungen



vor einer blauen Wand. Die Umrisse von Altären und Stühlen verrauchten im Dämmern. Aus einer Nische leuchtete die weichgliedrige Gestalt des Erlösers, vor der Frauen in Trauerkleidern mit entfleischten Gesichtern knieten. Nonnen, die schwarze Hauben halb über das Gesicht gezogen, lagen an den Säulen und flüsterten erstarrt. Ein Eishauch wehte aus den Steinen des Bodens. Tief von der Decke herab quälte sich ein rotes Licht im Fieberkrampf.

Felician hatte Angst vor dem asketisch bartlosen Gesicht des Geistlichen im Frauenrock, daß jener mit ihm Gericht abhalten werde. Wie drohend das scharfe Lila und Rot des Kleides war! Und die mächtigen rächenden Glockenschläge schmerzten. Aber es war auch wohltuend, er hatte es ja verdient.

Überall hingen die weißen, blutigen Arme des Erlösers lang vom armen Körper hernieder. Felician empfand ein weiches, ungeheures Mitleid mit dem Hingeopferten und es ging unbewußt über in Mitleid mit sich selbst. Er trank die roten Tropfen von den unmenschlich gequälten Knöcheln. Oh, dieser Blick, der nichts als Liebe verströmte! Liebe, wie teures verquellendes Lebensblut, davon der zartrippige Körper dünn wurde!

Felician wurde schwächer. Die Heiligen zogen sein

ausgelaugtes Gehirn zu sich. In der strengen Atmosphäre lösten sich die festen Vorstellungen in ihm auf. Eine nach der andern fühlte er zergehen. Sein leerer Kopf sank selig hintenüber. Seine Augen verschleierten sich zu unmotiviertem Lächeln. Er sah noch die winkenden keuschen Hände der segnenden Männer und Frauen. Er streckte die Finger nach ihnen . . .

So fand ihn der große Kirchenportier, der mit seinem Zweimaster und dem Stabe die Reihen durchging, um die Kirche zu schließen, und brachte ihn in das Hospital.

Im Krankenhaus erhielt Felician Gertruds Antwort. Sie könne wahrscheinlich nicht vergessen, daß er lange fortgeblieben sei. Aber er solle nur kommen. Sie wolle versuchen ihm wieder das zu sein, was sie ihm früher gewesen wäre.

\* \* \*

Felicians Abfall von ihr und von ihrer Welt traf Stella ungeheuer tief und schmerzlich, und wurde nicht abgeschwächt von der Einsicht, daß sie das Kommende lange hätte voraussehen müssen. Sie hatte gesehen, daß er sehr litt und sich von ihr entfernte. Aber sie war ihrer selbst so sicher gewesen, daß sie

auch auf ihre Macht über ihn allzu fest vertraut hatte. Es dauerte lange, ehe ihre Bekannten sie wiedersahen.

Sie hatte entsetzliche Stunden verlebt. Ungezählte Male lag plötzlich des Abends das sanfte Totengesicht Madeleines in dem verlassenen Bett neben ihr, furchtbar vorwerfend und stumm mahnend, ihr zu folgen. Stella mußte ihre ganze Kraft aufbieten, um die Stimmen in ihrem Innern, die flüsterten, sie sei nur für andere eine Prophetin, zum Schweigen zu bringen. Immer wieder richteten sich die kleinen Zungen in ihr auf und umspielten ihre verletzliche Seele. In den Nächten klagte im einsamen Turmzimmer Madeleines Stimme herzerreißend neben ihr aus den Kissen nach ihrem Marcel. Bis sich Stella herausgearbeitet hatte zu dem reinen Bewußtsein und ihr Herz sich klar war, daß keine Schuld sie traf. Sie hatte Felician geliebt und er sie auch. Sie war nicht schuld daran, daß er sich auf der Höhe ihrer Liebe nur in einer kurzen Zeit des Rausches halten können. Sie hatte mit allen Kräften an ihm gearbeitet. Sie sah es jetzt deutlich: es war kein Zufall, daß er zu ihr aus jenem Milieu kam, von dem er ihr manchmal erzählt hatte. Stella hatte ihre Sicherheit wieder.

Sie bemühte sich nicht, ihn zu sich zurückzuziehen. Sie fühlte, er war für sie verloren. Da sie ihn aber noch innig, wie stets liebte, ließen Vorstellungen von seinem

Unglück sie maßlos leiden. Immer wieder mußte sie an den Weg Madeleines denken. Sie ahnte dunkel, welche Richtung Felician genommen hatte. Sie forschte nach seinem Verbleib, um ihm wenigstens irgendwie helfen, ihm das Leben aus der Verborgenheit heraus erleichtern zu können. Auch führte sie auf dem untersten Boden ihres Bewußtseins noch einen Empfindungsrest mit, der sagte, Felician sei noch nicht ganz für sie erledigt, solange er in dieser Stadt bliebe. Ihre Erkundigungen blieben lange ohne Erfolg. Felician hatte sorgsam seine Wege hinter sich verdunkelt. Nur, daß er in der Kolonie gewesen war, erfuhr sie, was sie sich sofort allein gedacht hatte. Erst fast nach einem Jahr seit Felicians Verschwinden kam ihr zu Ohren, daß er im öffentlichen Krankenhaus läge. Sie sorgte sogleich ohne sein Wissen dafür, daß er die beste Behandlung und eine besondere Krankenschwester für sich erhielt. Sie hörte, daß es schlecht um ihn stand, und machte Zeiten großer Qual durch.

Als man ihr sagte, daß Felician nach der Heimat fahren werde, begab sie sich auf den Bahnhof, um ihn noch einmal zu sehen. Sie stand hinter einer Säule. Felician ging mit einem unendlich langsamen Alteleuteschritt, gestützt auf die Schwester, ganz nahe an ihr vorbei, das erhobene Krankengesicht starr auf

den Zug vor sich gerichtet. Stella mußte die äußerste Kraft ihres Lebens zusammenraffen, um nicht weinend vorzustürzen. Sie sah ihn mit erschauernder Seele immer mit demselben langsamen Schritt sich einem Wagen nähern, schwerfällig und unterstützt die Trittbretter erklimmen. Als der Zug sich nach der Ferne in Bewegung setzte, wurde sie von einem Grauen vor sich selbst erfaßt.

Nach einigen Minuten ging sie wieder aufrecht in ihrer schwarzen Kleidung durch die Menschenmenge zurück zu ihrer Arbeit, die sie nun mit niemandem teilte, und zum unermüdlichen Wirken für ihre alten Ziele. In ihren dunklen Augen aber trug sie für immer einen flackernden Schein, fast wie Angst, ihre tiefste Lebenswunde mit sich herum. Die Furchen ihres noch marmorner gewordenen Gesichtes bewahrten die blutige, doch ungerne gemißte Erinnerung auf.

\* \* \*

Als Felician aus sorgenschwerem Schlaf in seinem Abteil, in dem er allein lang auf den Polstern lag, erwachte, war alles rings um ihn weiß vor Schnee. Der fiel ihm zu Häupten und zu Füßen in großen Flocken. Mitten hindurch trug ihn sein Gefährt.

Felician glaubte zuerst, er wäre noch auf dem

Meere und läge auf seiner weichen Segeltuchspannung hoch über dem Schiff. Nur war es inzwischen Winter geworden. Es schaukelte kaum. Die Leute hatten unrecht, wenn sie meinten, im Winter sei das Meer stürmisch. Deutlich hörte er das Stampfen der Schiffsmaschine. Jetzt hielt das Schiff. Nun könnte er aber bald in der Stadt angelangt sein! Ach, er kannte sie ja schon, diese schreckliche Stadt! Und hatte das Meer denn kleine weiße Häuser? Er wurde sich der Wirklichkeit bewußt.

Ihm war kalt. Unaufhörlich schneite es. Von weißen Sternen war das Land erfüllt. Unaufhörlich sang die Eisenbahn. Felicians Sinne verschwammen im immerwährenden Geräusch. Es war ihm, als müsse er ewig zwischen seiner Heimat und der fremden Stadt hin und her fahren, hin und her . . .

Bei der Zollrevision mußte er aufstehen. Mühselig tappte er sich in die Bahnhofshalle. Dort fror der Vormittag. Die Koffer gähnten aus offenen, schwarzen Löchern einen naßkalten Dunst in das hohe Gebäude. Nur die Beamten waren frisch und blutvoll.

Als er in seinem Koffer seine Sachen sah, die ihn an so vieles erinnerten, wurde ihm schwindlig. Der Stationsvorsteher schalt, daß jemand so früh am Tage schon betrunken wäre. Felician sah ihn bittend an.

Dann lag er wieder in seinem Coupé.

Das Schneetreiben sang um ihn herum. Mit großen Augen sah er in das tolle Weiß.

\* \* \*

Erst nachdem Gertrud Winkelmann von Felician verlassen worden war, hatte sie gefühlt, wie sehr sie ihren fremdartigen Freund mit seiner ewigen Unruhe und seinem weißen Gesicht voller Leiden geliebt hatte. Sie weinte heimlich viel und konnte sich lange nicht darein finden, daß er sie allein gelassen hatte, und noch dazu so plötzlich und unerwartet. Doch verlor sich in ihr auch später niemals die Hoffnung, Felician dennoch einst anzugehören. »Laßt nur,« hatte sie den über Felicians Benehmen empörten Verwandten gesagt, »er wird schon wiederkommen.« Und dieses Gefühl ließ auch keinen Zorn auf ihn zu — viel eher spürte sie Mitleid mit ihm — und ließ den fernen Felician die ganze Zeit über in einer gewissen Nähe von ihr bleiben, obwohl sie keinen Anhalt dafür besaß, daß er noch an sie dachte. Sie war das Abwarten von früh an gewöhnt und oft froh, jemanden zu haben, an den sie denken konnte. Sie wies alle Heiratspläne, über die Frau Winkelmann von Zeit zu Zeit Andeutungen machte, zurück.

Als dann Felicians Brief kam, fügten sich ihre Gedanken an ihn wieder in eine nahe Form. Sie konnte ihm nicht anders als freundlich antworten. Was seine Erlebnisse draußen anbetraf, so fühlte sie sich von ihnen kaum berührt. Diese Dinge lagen auf einem anderen Gebiet. Er war ja noch nicht mit ihr verheiratet gewesen.

Die Familienmitglieder waren im höchsten Grade überrascht. Herr Winkelmann und Richard, der Rechtsanwalt, hatten Felicians sonderbares Benehmen noch nicht vergessen. Aber man wußte ja, wie Gertrud an ihm hing. Onkel Lewald redete eifrig zu, ihn recht freundlich aufzunehmen. Er erklärte:

»Soviel ich aus den Briefen ersehen kann, bringt Felician wenigstens jetzt die Reife mit, die ihm damals so oft gefehlt hat. Wenn man älter wird . . .«

Übrigens starb Lewald einige Zeit nach diesem Liebeswerk an einer Vergiftung. Er merkte eines Mittags, daß die Pilze, die ihm seine Haushälterin gekocht hatte, nicht mehr gut waren. Da er aber glaubte, die Dame, die schon lange in seinem Hause war, könne sich verletzt fühlen, wenn er sie stehen ließ, aß er das ganze Gericht und verschied noch am selben Tag.



\* \* \*

Felician war bedeutend schwächer geworden. Immer noch fiel der Schnee. Das flimmernde Weiß und das ewige Brummen und Schieben der Eisenbahn mengte seine Gedanken immer öfter durcheinander. Er fuhr ja jetzt nach dem Süden! Nach einer Gegend, wo es wärmer war als bei Stella. Das merkte er an dem warmen Wind, der ihm von einer Seite über seine Hände wehte. Er fühlte Ruth in der Nähe. Wo war sie denn überhaupt plötzlich? Hatte sie ihn denn nicht freundlich stützend im grünen Pierrotkostüm auf den Bahnhof und zu seinem Platz im Coupé gebracht? Vielleicht hatte sie sich versteckt? Er suchte mit den Blicken nach dem grünen Pierrot im ganzen Raum. Aber ihre graublauen Augen hatte er doch eben noch gesehen! Das Halten des Zuges riß ihn mit einem Ruck zur Wirklichkeit. Das lange Schienengeräusch fiel dann plötzlich ab und wasserklar hörte man jetzt zusammenhanglose Gespräche aus den Nebencoups. Doch auch nachher glaubte er immer wieder, es wäre jemand bei ihm und nur für einen Augenblick fortgegangen.

Felician dachte an Ruth und den Studenten und die Kolonie. Sein Kopf, so hinfällig er war, begleitete seine ausfliegenden Sinne mit seltsam verschärfter und

verfeinerter Gesichtskraft.

»Wie Kinder einer neuen Zeit,« flüsterte er.

Wie furchtbar viel Schnee herabkam! Er mußte sich ja vor die Geleise legen! So war es auch zu erklären, daß der Zug so schwer schob und rollte! Felician fuhr in einen großen Berg von Schnee hinein. Vielleicht käme er da nicht wieder heraus? Angstschweiß trat ihm aus. Er wollte aussteigen! Er rief nach dem Schaffner. Der öffnete die Tür zum Gange und fragte, was er wollte. Felician schreckte hoch. Er hätte nicht gerufen, log er untertänig.

Sein Reiseziel, Gertrud, und sein Leben der letzten Zeit wurden ihm einige Augenblicke bewußt. Er hatte eine klare Erkenntnis. »Ich habe es zu schlimm getrieben; ich kann nicht mehr zu ihr.« Dann wurde es in seiner Stirn wieder lose. Er dachte: Ich fahre nicht in ihrer Richtung. Müde lächelnd schüttelte er den Kopf. Statt zu ihr fahre ich in den großen Schneeberg hinein.

Der Zug sang und sang. Weiß sank der Schnee.

Felician meint, er würde in einem offenen Sarg, den ein paar Männer tragen, durch die weiße Luft hinein in den Berg geschoben. Wie sanft die Männer gehen! Es gibt fast gar keine Stöße. Da standen auch die dunkelgrünen Lorbeerbäume! Immer, wenn er die sah,

sang es hinter ihnen einen bestimmten Choral. Jetzt auch. Das war ja Madeleines Beerdigung!

Madeleine. Der Name machte ihn wach. Er zog die Stirn zusammen; seufzend wälzte er sich herum. Dann suchte er sich von der schmerzlichen Erinnerung abzubringen. Es waren ja nur die grünen Polster und das Geräusch der Eisenbahn gewesen.

Und immer tiefer hinein in den weißen Berg ging es.

Der Schnee, der die ganze Welt erfüllte, drang nun auch in sein Coupé. Daß die Direktion die Fenster nicht dichter machte, wunderte er sich. Man müßte eine Beschwerde einreichen. Es ging sehr langsam, Flocke auf Flocke fiel auf ihn, aber das Coupé begann sich doch mächtig zu füllen. Komisch war nur, daß ab und zu wieder die grünen Polster zum Vorschein kamen. Doch der Schnee ging ihm bereits bis an den Hals.

»Nun fahre ich nach Haus,« dachte er. »Ich, ich selbst. Wie mühselig es ist, ich zu denken.«

Er griff nach seinem Bein. »Das bin ich doch bestimmt?« fragte er sich. »Man weiß ja gar nicht mehr, was zu einem gehört,« murrte er.

Sonderbare Störungen kamen über ihn. Immerzu verschwand ihm ein Glied. Seine Glieder nahmen Eigenleben an und waren nicht mehr er selbst, sondern

Bekannte von ihm. Vergeblich suchte er sie zurückzubringen und rief mehrmals: »Werdet ihr wohl!« Sein eines Bein hatte zweifellos das freche Gesicht Degrés}. Das andere war Richard Winkelmann; die kämpften miteinander. Sein Oberschenkel, der, in dem es brannte, war ja Weinbaum! Onkel Lewald hatte sich in Felicians Bart festgesetzt. Aber wer war denn *er selbst*? dachte er angstvoll. Er hob die Arme, sah sich die Handflächen an, um sich von seiner Gegenwart zu überzeugen. Entsetzen! Eine Hand trug die Gesichtszüge von Stella. Die sah stumm und drohend hinüber nach der anderen — das war ja Gertrud. Und die Finger — in jedem einzelnen eine Person, der kleine war deutlich die zarte Madeleine, und der Daumen der alte Winkelmann — Himmel, hatte er selbst, Felician, denn vollkommen aufgehört? Mit letztem Vermögen bemühte er sich, sich zusammenzuhalten. Aber seine Glieder-Bekannten strebten jetzt nach allen Seiten auseinander.

Der Zug hielt. Felician stöhnte laut auf.

Aber es ging schon wieder weiter. Immer tiefer in den singenden Schneeberg hinein. Aus dem Singen wurde ein Brausen. Klar konnte Felician Stimmen unterscheiden, die riefen: Hinein in den Berg! Hinein in den Berg! Dicht wirbelte der Schnee um ihn und legte sich auf seine Augen. Er konnte sich nicht mehr

bewegen. Es war ihm, als sollte er verschlossen werden. Er fror.

»Ruth,« murmelte er müde bittend, »zudecken!«

Wirklich! Da war der grüne Pierrot wieder und deckte ihn mit seinen großen, weichen blaugrauen Augen zu. Er sah nur noch die langgestreckten Vogelschwärme, die zu beiden Seiten den Zug begleiteten, sanft wie im Frühling auf und nieder schwingen, auf und nieder. Wie schön sie dabei klangen!

Und Felicians verklärtes Gesicht schien an Dinge zu denken, die *vor* seinem so schweren Leben lagen.

\* \* \*

Als der D-Zug in die Bahnhofshalle einlief, sah die Familie Winkelmann Felician am Fenster sitzen, den Kopf ein wenig schief, den rötlichblonden Bart gesenkt.

»Dieselbe eigenartige Haltung wie früher,« sagte Gertrud leise zu Onkel Lewald. Der antwortete mit einem liebevollen Blick auf sie:

»Jetzt haben wir ihn ja wieder.«

Sie winkten, aber Felician bemerkte sie nicht.

Herr Winkelmann, der Theaterdirektor, stieg in den Wagen und ging den Gang des Zuges entlang bis an

sein Coupé. Als er Felician immer noch am Fenster mit den Beinen auf dem gegenüberliegenden Polster sitzen sah, wollte er gutgelaunt den wiedergekommenen Flüchtling mit einem Scherz begrüßen. Er balancierte sachte auf ihn zu und schlug ihn plötzlich auf eine Schulter; und erwartete gutmütig lächelnd, was der Andere wohl dazu sagen würde.

Der Leichnam Felicians knickte kalt nach vorn ein, schlaffte zur Seite und schlug mit dem Gesicht steif und hart auf den Boden; die Zähne knirschten.

---